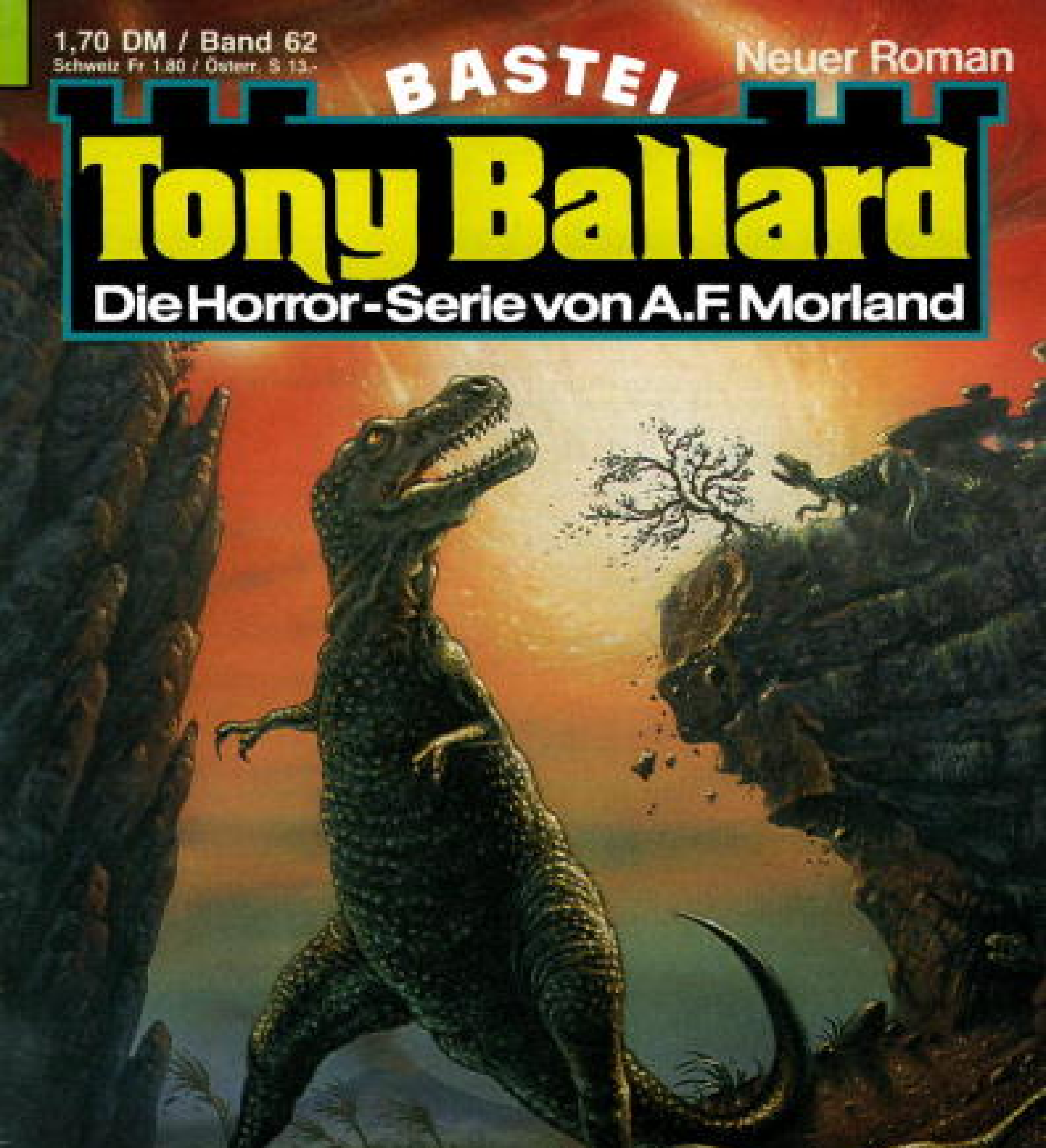


Ytanga, die Seelenechse



Ytanga, die Seelenechse

Tony Ballard Nr. 62

von A.F.Morland

erschienen am 01.02.1985

Ytanga, die Seelenechse

Sie kam aus dem Nichts, die Wolke des Bösen. Ganz plötzlich war sie da. Es schien, als wäre sie der langen grauen Betonpiste entstiegen. Milchig-trüb war sie, und kein menschliches Auge vermochte sie zu durchdringen. Wie gewöhnlicher Nebel sah sie aus - in gewisser Weise harmlos.

Doch das war sie nicht!

Höllenkräfte hatten sie geschaffen, und dämonisches Leben befand sich in ihr. Die unheimliche Wolke, die eine der Landebahnen des Londoner Heathrow Airports zudeckte, war eine Falle, geschaffen, um ein ganzes Flugzeug zu fangen.

Eine Maschine, die sich bereits im Anflug befand…

Arnold Waite von der Flugüberwachung blickte durch das Panoramafenster des Towers. Seit fünfzehn Jahren war er der zuverlässigste Fluglotse, und die Maschinen, die man ihm anvertraute, holte er so behutsam vom Himmel, als wären sie sein kostbares Eigentum.

»Martin«, sagte Waite zu seinem Kollegen Martin Hayes.

»Hm?« machte dieser.

»Komm mal her und sieh dir das an.«

Hayes trat neben ihn, seine Augen folgten Waites besorgtem Blick.

»England und Nebel gehören zusammen wie Italien und Spaghetti«, sagte Arnold Waite. »Wenn Nebel aufzieht, regt mich das schon lange nicht mehr auf, aber so etwas habe ich noch nicht erlebt.«

»Sieht tatsächlich sonderbar aus«, gab ihm Martin Hayes recht. »Diese komische Wolke schließt nur die Landebahn sieben ein. Wie ein grauer Nebelziegel liegt sie darauf, erstreckt sich über die gesamte Länge.«

»Das gefällt mir nicht, Martin.«

»Die Natur spielt manchmal die verrücktesten Spielchen mit uns.«

»Ich weiß nicht, ob das was mit Natur zu tun hat«, sagte Waite argwöhnisch.

Hayes sah ihn irritiert an. »Was sollte es sonst sein? Nebel ist feuchte Luft…«

»Ich weiß, was Nebel ist«, sagte Arnold Waite ärgerlich. »Und ich weiß, daß dieser da nichts mit einem gewöhnlichen Nebel zu tun hat. Sieh dir seine kantige Form an. Er geht nicht über die Piste hinaus. Und noch etwas: Er ist auf unserem Radarschirm nicht zu sehen.«

Martin Hayes warf einen nervösen Blick auf den Schirm. Es stimmte, was Waite sagte. Das hochempfindliche Gerät nahm die Wolke auf Piste sieben nicht wahr; es reagierte nicht darauf.

»Eigenartig«, sagte Hayes. »So etwas ist mir auch noch nicht untergekommen. Wir sollten etwas unternehmen.«

»Ganz meine Meinung«, sagte Arnold Waite. »Die Maschine aus Rom darf vorläufig nicht landen. Schick sie in den Flugwarteraum. Dort soll sie so lange kreisen, bis eine andere Landebahn frei ist - oder bis sich dieses Phänomen aufgelöst hat.«

»Okay, Arnold.«

»Ich schicke inzwischen die Leute vom Pistendienst los, damit sie sich diese komische Wolke mal aus der Nähe ansehen.«

Hayes kratzte sich hinter dem Ohr. »Hoffentlich kommt da nichts Unangenehmes auf uns zu. Ich habe auf einmal ein verdammt flaues Gefühl im Magen.«

»Keine Sorge, wir werden das Kind schon schaukeln.«

»Neulich habe ich ein Buch über Außerirdische gelesen. Das war so etwas wie eine pseudowissenschaftliche Abhandlung jener rätselhaften

Ereignisse, die überall auf der Welt passieren und auf die sich keiner so richtig einen Reim machen kann. Bermuda-Dreieck und so… Der Autor meinte, Außerirdische würden unsere Erde ständig kontrollieren, und von Zeit zu Zeit würden sie unserer Welt Proben entnehmen, um zu sehen, wie weit wir uns schon entwickelt haben. Menschen, Maschinen, technische und elektronische Geräte… Alles interessiert sie.«

»Erzähl mir das ein andermal. Dies hier ist kein Science-fiction-Film, sondern nüchterne Realität, gegen die wir etwas unternehmen müssen. Also los!«

Martin Hayes setzte sich ans Funkgerät.

Arnold Waite griff nach dem Telefon und wählte die Nummer des Pistendienstes.

Noch war er davon überzeugt, die Angelegenheit bestens im Griff zu haben, aber das sollte sich ändern.

***

Ich lutschte genüßlich an meinem Lakritzenbonbon, war völlig entspannt. Zu meiner Linken saß Vicky Bonney, rechts saß Mr. Silver. Wir hatten uns unseren Aufenthalt in Rom anders vorgestellt.

Statt süßem Nichtstun und angenehmer Erholung hatte es jede Menge Streß für uns gegeben, und Vicky konnte von Glück reden, daß sie jetzt noch neben mir sitzen konnte, denn sie wäre um ein Haar das Opfer eines bluthungrigen Vampirs geworden.

In den vergangenen beiden Tagen hatte sie sich in der italienischen Hauptstadt all ihrer Verpflichtungen entledigt, und nun befanden wir uns auf dem Heimflug.

Ich freute mich auf zu Hause, obwohl dafür eigentlich kein Grund vorlag, denn daheim erwartete uns kein Sonnenschein. Zu viele triste Dinge überschatteten derzeit unser Leben.

Lance Selby war nach langem Leiden, von dem er zum Glück nichts mitbekam, gestorben, und in meinem Haus lebte Roxane, der wir nicht mehr bedingungslos trauen konnten, weil sich zur Hälfte Arma, die hinterlistige, gefährliche Zauberin, in ihrem Körper befand…

Meine blonde Freundin seufzte. »Rom wird mir lange in schlechter Erinnerung bleiben.«

»Das glaube ich dir gern«, sagte ich.

»So bald sieht mich diese Stadt nicht wieder.«

»Du darfst der Stadt für das, was passiert ist, nicht die Schuld geben«, erwiderte ich. »Dazu hätte es in Paris, Tokio und New York genauso kommen können. Kein Ort auf dieser Welt ist davor gefeit, von einem Vampir heimgesucht zu werden. Versuch zu vergessen.«

Vicky nickte. »Vergessen, ja. Es gäbe vieles, was ich gern vergessen würde. Aber leider ist es damit nicht ungeschehen zu machen. Ich

denke nur an Roxanes Schicksal.«
Mr. Silver spitzte die Ohren. »Was ist mit Roxane?«
»Wird sie ewig so bleiben, wie sie heute ist?« fragte meine Freundin traurig. »Bist du nicht in der Lage, ihr zu helfen?«
»Denkst du, ich hätte ihr nicht schon lange geholfen, wenn ich wüßte, wie ich die Wirkung des Höllennektars aufheben kann?«
»Dieser Nektar wurde von einem Silberdämon gebraut«, sagte Vicky. »Wärst du in der Lage, ihn ebenfalls herzustellen?«
»Ich glaube schon. Aber da er schwarzen Zwecken dient, werde ich es nicht versuchen.«
»Er ist ein Höllengift«, sagte Vicky Bonney. »Normalerweise gibt es für jedes Gift ein Gegengift.«
»Nicht für jedes«, widersprach der Ex-Dämon.
»Du meinst, der Höllennektar könnte eine Ausnahme sein?« fragte Vicky besorgt. »Dann… dann wäre Roxane nie mehr zu helfen…«
»Ich finde, du solltest die Sache nicht zu schwarz sehen, Vicky«, warf ich ein. »Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir eines Tages die Möglichkeit finden, Roxane zu helfen. Denk an Fystanat und seine lange magische Starre. Eines Tages konnten wir ihn davon befreien.«
»Hast du nicht auch gehofft, Lance Selby helfen zu können?« fragte Mr. Silver. Damit traf er einen wunden Punkt.
»Wer hat schon immer Erfolg?« gab ich gallig zurück.
»Soll ich ein paar Tiefschläge aufzählen, die uns die schwarze Macht versetzt hat?« fragte der Hüne mit den Silberhaaren. »Frank Esslin, Oda, Tucker Peckinpah…«
»Aber die Erfolge überwiegen«, fiel ich meinem Freund und Kampfgefährten ins Wort. »Und darauf kommt es an.«
»Möchtest du, daß ich dich ein bißchen beunruhige?«
»Ich weiß, daß du eine sadistische Ader hast«, sagte ich. »Du kannst deine dämonische Herkunft eben doch nicht ganz verleugnen. Also schieß los. Was hast du auf Lager?«
Der Ex-Dämon rümpfte die Nase. »Irgend etwas ist hier faul.«
»Du meinst, in diesem Flugzeug?«
»In diesem Flugzeug - oder mit diesem Flugzeug. So genau kann ich mich nicht festlegen.«
Ich grinste den Hünen an. »He, du hast doch nicht etwa plötzlich Angst vorm Fliegen.«
»Blödsinn.«
»So etwas soll's geben.«
Ein leises Schluchzen drang an mein Ohr. Ich hörte es in unregelmäßigen Abständen immer wieder. Hinter uns spielte sich ein kleines menschliches Drama ab. Ich wußte, worum es ging, hatte während des Fluges ständig neue Gesprächsfetzen aufgefangen und mir ein Bild gemacht…

***

Der Mann hieß George Laven und steckte tief in der Midlife Crisis. Er hatte Angst, in den Augen seiner Mitmenschen als alt zu gelten, lehnte sich wütend dagegen auf, die Jugend zu verlieren, wollte ausbrechen aus dem eintönigen Trott der Ehe und noch einmal zu einem Höhenflug ansetzen.

Er hatte sich eine Freundin zugelegt, die so jung war, daß sie seine Tochter hätte sein können. Finanziell konnte er es sich leisten, sie mit Geschenken zu überhäufen, und ihre Jugend steckte ihn auf eine wunderbare Weise an.

Wenn er mit ihr zusammen war, fühlte er sich auch jung. Er alberte und scherzte wie früher, lachte über Dinge, die kaum lustig waren, ohne zu merken, daß ein Mann in seinem Alter sich damit lächerlich machte.

Niemand durfte es wagen, ihn zum alten Eisen zu zählen, da wurde er rabiat. Er wurde aber auch wütend, wenn man seine Freundin für seine Tochter hielt. Erst vor vierzehn Tagen hätte er deswegen einem Mann beinahe einen Zahn ausgeschlagen.

Und nun saß er mit Rita, seiner Frau, im Flugzeug und konnte ihr Geheule schon nicht mehr hören.

Sie war in Rom dahintergekommen, daß er sie betrog.

Er hatte nicht die Absicht gehabt, ihr von der andern zu erzählen. Es hatte ihm geschmeichelt, »zweigleisig« zu fahren. Einmal die Freundin, einmal die Ehefrau… Wie ein kleiner Pascha fühlte er sich dabei.

Er hatte die Geschäftsreise nach Rom mit seiner Freundin machen wollen, doch diese war verhindert gewesen, und so hatte er Rita mitgenommen.

Und gestern nacht hatte er dann zuviel getrunken. Er war so blau gewesen, daß er kaum noch auf den Beinen stehen konnte, und Rita hatte sich mit ihm abgequält, um ihn ohne Aufsehen aufs Zimmer zu bringen.

Sie hatte ihn entkleidet, und dabei war ihr ein Brief ihrer Rivalin in die Hände gefallen. Aus der Brieftasche, die aus dem Jackett fiel, war er herausgerutscht.

Auf diese Weise hatte Rita Laven erfahren, daß ihr Mann eine Geliebte hatte. Was in dem Schreiben stand, war gespickt mit Ein- und Zweideutigkeiten.

Für Rita Laven zerbrach eine heile Welt. Zunächst war sie so wütend und voller Haß auf ihren Mann, daß sie ihn am liebsten umgebracht hätte.

Das wäre nicht schwierig gewesen. In seinem Zustand hätte er davon überhaupt nichts gemerkt. Aber dann begriff Rita, daß das keine Lösung war.

Sie suchte die Schuld bei sich. War es möglich, daß ihr Mann sich nach einer anderen umgesehen hatte, weil sie nicht mehr attraktiv genug war? Hatte sie sich in den letzten Jahren zu sehr gehenlassen? Weil sie sich seiner so sicher gewesen war?

Die unliebsame Überraschung hatte sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen, und ihr war, als hätte man ihr den Boden unter den Füßen weggezogen.

Fünfundzwanzig Jahre Ehe… Und auf einmal stand sie ohne Halt da. Keine Sicherheit mehr. Keine Idee, wohin sie gehen sollte. Sie fühlte sich irgendwie tot.

Die ganze Nacht hatte sie kein Auge zugetan. Hin und her hatte sie überlegt, wie ihre Ehe noch zu kitten war.

Am Morgen stellte sie George dann zur Rede, doch er war nicht reumütig, sondern stand zu seiner Geliebten.

Er unternahm nicht einmal den Versuch, sich mit seiner Frau zu versöhnen, sondern behauptete, sie allein genüge ihm nicht, er brauche noch eine zweite Frau neben ihr, und wenn ihr das nicht passe, könne sie gehen.

Aber wohin geht eine Frau von fast fünfzig Jahren, die keine Eltern hat und keine Kinder bekommen konnte?

Sie wäre bereit gewesen, ihm zu verzeihen, wenn er sich von seiner jungen Freundin getrennt hätte, doch davon wollte George nichts wissen.

Ihn mit dieser anderen zu teilen, kam für sie nicht in Frage. Zu wissen, daß er mal mit ihr, mal mit diesem Mädchen schlief, wäre für sie eine zu schreckliche Folter gewesen, das erklärte sie ihm.

Daraufhin sagte er, daß es in diesem Fall wohl das Beste wäre, wenn sie sich scheiden ließen.

Nach fünfundzwanzig Jahren kam das Aus für ihre Ehe, und George schien es nicht einmal leid zu tun.

Gleich nach der Heimkehr wollte er sich mit seinem Anwalt in Verbindung setzen, damit dieser die nötigen Schritte einleitete.

Rita fürchtete sich vor dem Fall in eine ungewisse Tiefe. All die Jahre, die sie mit George glücklich gewesen war, konnte sie nicht so einfach vergessen. Wieso konnte er es? Wieso war er auf einmal so grausam hart zu ihr?

Sie schluchzte wieder in ihr Taschentuch.

»Mein Gott, kannst du nicht endlich damit aufhören?« fragte George Laven verdrossen. »Du weinst, seit wir in diesem Flugzeug sitzen.«

»Wie konnte es mit uns soweit kommen, George?«

»Herrgott noch mal, mach doch keine Staatsaffäre draus, Rita. So ist nun mal das Leben. Auf der Welt werden bestimmt täglich Tausende Ehen geschieden. Und nun hat eben auch unsere Ehe ihr Ende erreicht. Nichts hält ewig. Wir sollten dankbar sein, daß wir so lange

zusammen waren. Andere gehen schon viel früher wieder auseinander. Du wirst jemand anders finden…«

»Ich bin nicht mehr jung genug, George.«

»Du bist eine äußerst attraktive Frau, hast noch kein einziges graues Haar…«

»Ich will für den Rest meines Lebens keinen anderen Mann an meiner Seite haben, George, verstehst du das denn nicht? Ich liebe dich…«

»Unsinn. Nicht nach fünfundzwanzig Jahren. Was du für Liebe hältst, ist nichts weiter als Gewohnheit. Du bist gewöhnt, mich an deiner Seite zu haben. Bist daran gewöhnt, daß ich mich um alles kümmere, daß du dir keinerlei Sorgen zu machen brauchst… Ich war für dich immer da - wie das Sofa im Wohnzimmer, der Fernsehapparat, das Auto, das du fährst…«

Sie schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht, George. Du bedeutest mir sehr viel.«

»Ich bedeute dir vor allem Sicherheit, aber damit kann man keine Ehe aufrechterhalten. Dafür braucht es mehr.«

»Sex zum Beispiel.«

»Ja, vor allem Sex. Ich bin noch lange nicht jenseits von Gut und Böse.«

»Hast du nicht immer bekommen, was du haben wolltest?«

»Ich will dir nicht noch mehr weh tun, Rita, aber manchmal war mir, als würdest du dich dabei langweilen. Es war alles so… so eintönig, so abgestumpft, so frustrierend.«

Rita Laven trocknete sich mit dem Taschentuch die rotgeweinten Augen. »Dieses junge Mädchen paßt nicht zu dir.«

»Sie gibt mir all das, was ich von dir nicht bekomme.«

»Eine solche Beziehung hat keine Zukunft!«

»Dann dauert sie eben so lange, wie sie hält.«

»Und was kommt danach? Glaubst du, daß du dann noch zu mir zurückkommen kannst? Georg, es ist noch nicht zu spät. Laß uns noch mal von vorn anfangen.«

Er schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Rita, aber daran habe ich kein Interesse mehr. Glaube mir, es ist für uns beide das Beste, wenn wir uns trennen.« Er blickte auf seine Uhr und rechnete sich aus, wie viele Minuten es noch bis zur Landung waren.

Wenn er geahnt hätte, was nach der Landung passieren würde, hätte er sie nicht so sehr herbeigesehnt.

***

Der Kapitän meldete sich über Bordlautsprecher. Er verabschiedete sich, sagte, wir würden in wenigen Minuten landen und bat die Passagiere, das Rauchen einzustellen und sich anzuschnallen.

Ich legte den Gurt an. »Ich komme immer wieder gern nach Hause«,

sagte ich und lehnte mich zurück. »Zurück zu den Wurzeln, um neue Kräfte zu tanken.«

Mr. Silver machte immer noch dieses merkwürdige Gesicht. Irgend etwas beunruhigte ihn, doch ich wollte mich von seiner Unruhe nicht anstecken lassen.

Es gab manchmal magische Störfelder in der Atmosphäre. Vielleicht durchflogen wir gerade ein solches, und Mr. Silver war deshalb so argwöhnisch.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte ich grinsend zu ihm. »Ich bin bei dir. Also kann dir nichts passieren.«

»Das beruhigt mich ungemein.«

»Wußte ich's doch.«

Vicky Bonneys Gurt klickte.

»Machen wir morgen zusammen, einen Ausflug?« fragte ich meine Freundin. »Ein bißchen hinaus in den Herbst. Das Laub wird langsam bunt.«

»Gute Idee«, sagte Vicky. »Das machen wir.«

Mr. Silver gurtete sich ebenfalls an. Augenblicke später erschien die hübsche Stewardeß, um zu kontrollieren, ob alle Passagiere der Aufforderung des Kapitäns Folge geleistet hatten.

Freundlich lächelnd ging sie an uns vorbei. An und für sich hatte Mr. Silver für schöne Mädchen sehr viel übrig, deshalb wunderte es mich, daß er plötzlich die Silberbrauen zusammenzog.

»Was ist los, Silver?« fragte ich den Ex-Dämon sofort.

»Verdammt, Tony, diese Stewardeß irritiert mich…«

»Das kann ich als Mann sehr gut verstehen.«

Vicky rammte mir den Ellbogen in die Seite. »Augenblick, du scheinst zu vergessen, wer neben dir sitzt!«

»Als guter, treuer Freund von Roxane aber muß ich dich rügen«, fuhr ich fort. »Du hast kein Auge auf hübsche Stewardessen zu werfen, mein Lieber. Das ist Roxane gegenüber nicht fair.«

»Auf dieses Mädchen sollte ich nicht nur ein Auge werfen, die sollte ich sogar verdammt genau unter die Lupe nehmen. Mit der stimmt irgend etwas nicht.«

»Hältst du sie für einen Transvestiten?«

»Ich wette mit dir, um was du willst, daß dieses Mädchen schwarzes Blut in seinen Adern hat.«

»Dämonenblut?« fragte ich erschrocken. »Bist du verrückt?«

»Ich wollte, ich würde mich irren!« knurrte der Ex-Dämon. »Aber du wirst dich von der Richtigkeit meiner Behauptung gleich überzeugen können!«

***

David Scott von der Pistensicherung setzte sich mit zwei Mann in den

Jeep und fuhr los. Die Nebelwand ragte so hoch wie ein Haus über der Piste sieben auf. Da, wo der Beton endete, hörte auch diese seltsame Waschküche auf.

»Irre ist das«, kommentierte Milt Casey, was er sah.

»Ich habe so etwas auch noch nie erlebt«, bemerkte Frank Boyd kopfschüttelnd. »Hier stehen auf einmal die Gesetze der Natur köpf.«

»Vielleicht dampft die Piste«, sagte Casey.

»Und wodurch?« fragte David Scott. »Und wieso ausgerechnet diese eine Piste und alle andern nicht?«

»Frag mich was Leichteres«, erwiderte Milt Casey.

»Wir werden dem Zauber gleich auf den Grund gehen«, brummte Scott, ein breitschultriger, unerschrockener Bursche, der seinen Job ungemein ernst nahm.

»Vielleicht stammt der Qualm von irgendwelchen Terroristen, die sich mal was Neues einfallen ließen«, meinte Frank Boyd.

»Abwarten und Tee trinken, Freunde«, sagte David Scott. »In Kürze wissen wir mehr.«

Der Jeep raste über die Rollfelder, erreichte Piste sechs und wurde allmählich langsamer.

Auf den anderen Start- und Landebahnen ging der Flugbetrieb ungestört weiter. Nur Piste sieben war vorübergehend gesperrt.

Als die Männer von der Pistensicherung die breite Betonbahn erreichten, stotterte der Motor und starb ab.

»Mist!« schimpfte Scott.

Da er aber sowieso nicht die Absicht gehabt hatte, in diese trübe Brühe hineinzufahren, unternahm er vorerst nicht den Versuch, die Maschine wieder zu starten.

Es ärgerte ihn nur, daß es zu dieser Panne gekommen war. Schließlich wurden die Fahrzeuge ständig gewartet, damit es im Ernstfall zu keinem solchen Ausfall kam.

Scott, Casey und Boyd stiegen aus.

»Fällt euch was auf?« fragte David Scott seine Kollegen.

»Die Kälte«, antwortete Milt Casey. »Ich habe das Gefühl, vor einer riesigen Gefriertruhe zu stehen.«

»Nebel ist feucht, und Feuchtigkeit läßt einen frösteln«, sagte Frank Boyd.

»Aber wir befinden uns nicht im Nebel«, sagte Casey. »Die Kälte kommt aus diesem komischen Wolkenblock.«

David Scott zog seine Dienstwaffe und ging ein Stück an der Nebelmauer entlang. Seine Kollegen folgten ihm. Auch sie griffen nach ihren Waffen, obwohl sie sich nicht bedroht fühlten.

David Scott blieb stehen und lauschte. »Nichts zu hören. Es scheint sich niemand in diesem Nebel zu verstecken.«

»Ich denke, er wird sich nicht allzulange halten. Er wird sich

irgendwann auflösen, und die Maschinen können hier wieder ungehindert starten und landen«, meinte Casey.
»Ich geh' mal rein«, entschied Scott.
»Wozu soll das gut sein?« fragte Frank Boyd beunruhigt. »Es ist nur Nebel, ganz gewöhnlicher Nebel.«
»Ganz gewöhnlicher Nebel tritt nicht in Blockform auf, Frank. Ich muß wissen, was es mit diesem Phänomen auf sich hat.«
»Was hältst du davon, wenn wir mit dem Wagen durchfahren?«
»Was bringt das?«
»Das gleiche, als wenn du da hineingehst. Der Vorteil davon wäre, daß wir beisammen wären.«
David Scott grinste. »Ist doch nur Nebel, ganz gewöhnlicher Nebel, Frank.«
Er ging auf die milchige Front zu. Boyd nagte an seiner Unterlippe, und Caseys Nervenstränge spannten sich.
»Bleib nicht zu lange da drinnen«, riet Milt Casey seinem Vorgesetzten.
»Und ruf uns, wenn dir irgend etwas merkwürdig vorkommt!« sagte Frank Boyd.
David Scott erreichte die Nebelwand. Er rechnete mit keinem Widerstand, dachte, in diesen Wolkenblock einfach eindringen zu können, doch das klappte nicht. Über die trübe Wand ging plötzlich ein Knistern.
Blitze rasten - von Scott ausgehend - strahlenförmig davon. Der Mann stieß einen grellen Schrei aus und wurde von einer ungeheuren Kraft mehrere Meter weit zurückgeschleudert.
Reglos blieb David Scott auf dem Boden liegen.
Milt Casey und Frank Boyd starrten einander entgeistert an.
»Gütiger Himmel, Milt, was war das?« fragte Boyd heiser.
»Ich habe keine Ahnung, Frank«, preßte Casey verdattert hervor. »Ich kann mir das ebensowenig erklären wie du.«

***

Randolph Brian, der Pilot der BEA-Maschine, weilte mit seinen Gedanken bereits zu Hause. Seine Tochter feierte heute ihren siebzehnten Geburtstag, und er freute sich darauf, ihn mit ihr zu feiern.
Vergangenes Jahr hatte Grace, seine Frau, noch mitgefeiert. Einen Monat später hatte eine heimtückische Krankheit sie dahingerafft.
Seither war er mit seiner Tochter allein, und er hatte nicht die Absicht, jemals wieder zu heiraten. Keine andere Frau war wie Grace, und er wußte, daß er alle mit ihr verglichen hätte.
Dieser Flug stand unter keinem guten Stern. Der Copilot wäre in Rom beinahe nicht rechtzeitig eingetroffen, und er schien sich auch nicht

wohl zu fühlen. Helen Thomas, die Stewardeß, hatte sich gleichfalls verspätet, und als Randolph Brian sie deswegen rügte, reagierte sie mit Trotz und Wut, anstatt sich zu entschuldigen.

Er würde das in seinen Bericht schreiben, und auch Daniel Mack, den Copiloten, wollte er nicht verschonen, denn wenn solche Unsitten Schule machten, stürzten die Flugpläne wie Kartenhäuser in sich zusammen.

Zuverlässigkeit mußte im Flugverkehr oberstes Gebot sein. Wer das anders sah, der sollte sich nach einem anderen Job umsehen.

Martin Hayes vom Heathrow Tower meldete sich. »Wir haben hier ein Problem, Randolph. Auf Piste sieben liegt so ein komischer Nebel.«

»Was ist an einem Nebel schon komisch?« fragte Randolph Brian lächelnd.

»Du hast unseren nicht gesehen, sonst würdest du anders reden.«

»Sag bloß, ihr macht den ganzen Airport dicht. Meine Tochter hat Geburtstag. Ich habe ihr versprochen, pünktlich nach Hause zu kommen.«

»Tut mir leid, mit einer kleinen Verzögerung mußt du rechnen. Wenn du möchtest, rufe ich deine Tochter an und sage ihr Bescheid.«

»Na schön, und was mache ich so lange?«

»Du begibst dich mit deiner Kiste hinüber zum Warteraum vier und kreist dort so lange…«

»Bis der Treibstoff alle ist?«

»Bis wir eine Landebahn für dich freihaben. Wir werden uns bemühen, daß du so bald wie möglich herunterkommst.«

»Was ist das denn für ein Nebel?«

»Lach mich bitte nicht aus. Er sieht aus wie ein riesiger Wolkenziegel - scharf an den Kanten und hoch wie ein sechsstöckiges Haus. Ausschließlich Piste sieben ist seine Grundfläche.«

»Du willst mich wohl auf den Arm nehmen.«

»Schön wär's. Das Merkwürdige an diesem Nebel ist, daß er auf unserem Radarschirm nicht zu sehen ist. David Scott und seine Kollegen sehen sich das Wunder gerade aus der Nähe an.«

»Jetzt muß man sich im Flugverkehr auch noch mit Wundern herumschlagen. Das darf doch nicht wahr sein.«

»Du begibst dich in Warteraum vier, okay?«

»Geht klar«, gab Randolph Brian zurück. »Gib mir Bescheid, sobald du was von David Scott hörst.«

»Mach ich.«

»Und vergiß nicht, meine Tochter anzurufen. Hoffentlich findest du den richtigen Ton.«

Martin Hayes lachte. »Ich kann's mit jungen Damen im allgemeinen sehr gut.«

»Aber gib dir nicht zuviel Mühe. Als Schwiegersohn würde ich dich

nämlich nicht akzeptieren.«
»Warum denn nicht?«
»Weil ich weiß, was du für ein Halunke bist.« Der Pilot beendete das Gespräch und wandte sich an Daniel Mack. »Hast du das mitgekriegt? Ein riesiger Wolkenziegel liegt auf unserer Landebahn. Die denken anscheinend, uns schon jeden Bären aufbinden zu können.«
»Das ist kein ›Bär‹, Randolph«, sagte der Copilot.
»Du warst ja immer schon leichtgläubig«, erwiderte Randolph Brian grinsend. »Martin Hayes wird sich freuen, wenn er erfährt, daß wenigstens du ihm diesen Unsinn geglaubt hast. Aber irgend etwas muß tatsächlich die Piste sieben blockieren, sonst würde man uns nicht in den Flugwarteraum schicken.«
»Wir werden dort nicht hinfliegen«, sagte Daniel Mack ernst.
»Du kennst wohl die Spielregeln des internationalen Flugverkehrs nicht mehr«, sagte der Pilot entrüstet. »Wenn die dort unten sagen, daß wir noch nicht landen können, tun sie das gewiß nicht aus Jux und Tollerei.«
»Wir landen, Randolph. Auf Piste sieben.«
»Sag mal, was ist los mit dir? Du hast doch nicht etwa die Absicht, es darauf anzulegen, daß dich die Fluggesellschaft hinausschmeißt.«
»Die Gesellschaft ist mir nicht mehr wichtig«, knurrte der Copilot. »Ich gehöre seit kurzem einer anderen ›Gesellschaft‹ an.«
»Haben sie dich abgeworben?«
»So ungefähr«, sagte Daniel Mack und grinste. »Wir werden auf Piste sieben erwartet.«
»Von wem?«
»Von meinen neuen Kollegen.«
»Junge, du tickst anscheinend nicht mehr richtig. Ich werde dafür sorgen, daß man dich zu einer psychiatrischen Untersuchung einlädt.«
»Behalte den Kurs auf Piste sieben bei, Randolph!«
»Den Teufel werde ich! Der Kapitän dieser Maschine bin ich. Du hast mir keine Befehle zu erteilen!«
Randolph Brian wollte den Clipper zum Luftwarteraum vier bringen, doch Daniel Mack wußte das zu verhindern.
Es passierte etwas, das dem Piloten die Haare zu Berge stehen ließ. Mack atmete so heftig, als hätte er hundert Meter in einer Traumzeit zurückgelegt.
Wut und Haß trieben ihm eine dunkle Röte ins Gesicht. So sah es zunächst aus, aber dann begriff Randolph Brian, daß kein Mensch so glutrot werden konnte.
Macks Gesicht veränderte sich, hatte kaum noch etwas Menschliches an sich. Sein Antlitz wurde zu einer langen, grausamen Fratze mit spitzem Kinn und pechschwarzen, starrenden Augen.
Das Gesicht des Copiloten wurde zu einer furchterregenden

Teufelsfratze.
Doch dabei blieb es nicht.
Die Verwandlung griff auch auf Macks Hände über, machte schreckliche Klauen daraus. Lange, knotige Finger hatte Daniel Mack auf einmal, und Randolph Brian sah scharfe, spitze Krallen, etwa fünf Zentimeter lang!
Der Teufel persönlich schien auf dem Copilotensitz zu sitzen. Mack streckte die Hand aus und setzte dem Piloten die Krallen an die Halsschlagader.
»Na, was ist?« fragte er heiser. »Willst du sterben? Soll *ich* den Vogel auf Piste sieben aufsetzen? Meinetwegen. Wenn dir das lieber ist - mir ist es egal.«
Brian traute seinen Augen nicht. Er zweifelte an seinem Verstand. Auch der Navigator, der hinter ihnen saß, konnte nicht begreifen, was er sah.
Wie konnte aus einem Menschen innerhalb von Sekundenbruchteilen ein Teufel werden?
Kalter Schweiß brach dem Piloten aus allen Poren. Er war ein alter Hase im Fluggeschäft, hatte Notlandungen unter extremsten Bedingungen und einige Beinahe-Zusammenstöße hinter sich.
Er hätte es nicht für möglich gehalten, daß ihn noch etwas zu erschüttern vermochte.
Aber jetzt war er erschüttert.
Wie spitze Stacheln saßen die Krallen des Teufels an seiner Halsschlagader. Er brauchte nur etwas zu tun, womit Daniel Mack nicht einverstanden war, und schon würde sein Blut fließen.
Steif saß Randolph Brian da. »Okay«, quetschte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. »Ich tue, was du verlangst, Daniel.«
Der Copilot lachte schnarrend. »So ist es richtig.«
»Piste sieben«, sagte der Kapitän. »In Ordnung… Kannst du mir erklären…«
»Du wirst deine Erklärungen bekommen. Später. Nicht jetzt.«
»Werden wir dort unten tatsächlich erwartet?«
»Ja.«
»Von wem?«
»Laß dich überraschen.«
Nun rann dem Piloten der Schweiß schon in die Augen. Er dachte an seine Tochter. Letztes Jahr hatte sie ihre Mutter verloren. Seither hing sie mit ihrer ganzen Liebe an ihrem Vater.
Sollte sie den jetzt auch verlieren?

***

»David!« stöhnte Milt Casey.

Fassungslos starrte er zuerst die milchige Nebelwand an und dann auf den reglos daliegenden Vorgesetzten. Sein Herz schlug wie eine Dampframme, und er zitterte heftig.

»Dieser verdammte Nebel versetzte ihm einen elektrischen Schlag«, bemerkte Frank Boyd erschüttert. »Das hörte sich an, als hätte er die Drähte eines Hochspannungsmastes angefaßt.«

»Und nun rührt er sich nicht mehr.«

»Du befürchtest, daß er… tot ist?«

Milt Casey antwortete nicht. Mit zaghaft gesetzten Schritten näherte er sich dem Reglosen. »David! Mein Gott, so sag doch was!«

Er beugte sich über den Mann. David Scott lag auf dem Bauch, die Arme weit von sich gestreckt. Casey wollte ihn auf den Rücken drehen, zögerte jedoch noch, ihn anzufassen.

Diese Kälte, die der unheimliche Nebel verströmte… Der Blitzschlag, der David Scott getroffen hatte…

Casey hatte Schwierigkeiten, das geistig zu verarbeiten. Er hatte das Gefühl, irgendwie in der Luft zu hängen. Was er gesehen und erlebt hatte, ließ ihn den Boden der Realität verlieren.

Vorsichtig streckte er die Hand aus. Er wußte nicht, was er befürchtete. Größte Vorsicht war auf jeden Fall angeraten.

»David!« sagte er wieder.

Gleichzeitig griff er nach Scotts Schulter. Als es zum Kontakt kam, knisterte es wieder, und diesmal brüllte Milt Casey, während aus David Scotts Schulter grelle Blitze schlugen.

Casey zitterte und zappelte. Frank Boyd hatte nicht den Mut, ihn zu packen und zurückzureißen. Milt Casey schraubte sich schreiend herum und fiel Boyd in die Arme.

Frank Boyd wollte zurückspringen, doch das schaffte er nicht. Deshalb mußte er Casey auffangen. Angst und Entsetzen weiteten seine Augen, doch nichts passierte.

Boyd wurde von keinen Stromschlägen - oder was immer das war - gepeinigt.

Casey röchelte. »Frank… Habe ich den Verstand verloren?«

»Nein, Milt. Und du träumst das alles auch nicht bloß. Es passiert wirklich.«

»Aber wieso?«

»Wenn ich das bloß wüßte«, sagte Boyd und ließ den Kollegen los.

Milt Casey fuhr sich über die Augen. »Er war vollgeladen mit Strom.«

»Wir müssen Arnold Waite informieren«, sagte Boyd.

»Stell dir vor, in diesen Wolkenblock gerät eine Maschine. Nicht auszudenken, was mit den Menschen passiert, die sich darin befinden.«

Boyd wollte zum Jeep zurückeilen.

Casey wies auf David Scott. »Was machen wir mit ihm? Wir können

ihn nicht einfach liegen lassen.«
»Wir fordern für ihn einen Krankenwagen an. Ich wage nicht, ihn zu berühren.«
»Vielleicht hat er sich jetzt entladen.«
»Möglich, aber das Risiko ist mir zu groß.«
Sie begaben sich zum Jeep. Milt Casey stieg ein, hakte das Mikrophon los und rief Arnold Waite im Tower. »Diesen verfluchten Nebel muß der Teufel geschaffen haben, Arnold. Stell mir bitte keine Fragen, denn ich kann sie dir nicht beantworten. Ich kann dir nur berichten, was vorgefallen ist. Der Nebel strahlt eine spürbare Kälte ab. Er hat die Piste bis jetzt noch nicht verlassen, und man kann nicht hineinsehen. David wollte in diese trübe Suppe hineingehen, aber das klappte nicht. Er bekam einen elektrischen Schlag, der ihn weit zurückschleuderte. Nun liegt er auf dem Boden und regt sich nicht mehr. Ich wollte ihn umdrehen, doch als ich ihn anfaßte, bekam auch ich diese seltsame Elektrizität zu spüren. Allerdings in abgeschwächter Form. Ich weiß nicht, ob noch Strom in Davids Körper ist. Frank und ich haben nicht den Mut, ihn noch mal anzufassen. Schick einen Krankenwagen, und überleg dir, wie du den Strom aus Davids Körper ableiten kannst.«
»Glaubst du, daß David tot ist?« wollte Arnold Waite aufgeregt wissen.
»Kann ich nicht sagen. Möglich wär's.«
»Ich komme zu euch raus«, entschied Waite.
»Vergiß nicht den Krankenwagen!«
»In einer Minute ist er unterwegs.«

***

Barbara Reddy freute sich auf London. Drei Jahre war sie fort gewesen, drei endlos lange Jahre. Sie hätte es nicht für möglich gehalten, daß ihr diese Stadt so sehr fehlen würde.
Palermo, Neapel, Rom, das waren im Vergleich mit London Provinznester. Barbara - wasserstoffblond und ein wenig zu stark geschminkt - war froh, daß der Auslandsaufenthalt vorbei war.
Sie ging vor drei Jahren mit Gus O'Shea ins Exil. Damals war der Boden für Gus sehr heiß geworden, und er hatte sich vor einer ganzen Killermeute in Sicherheit bringen müssen.
Gus O'Shea war in einer Branche tätig gewesen, in der man häufig mit Blei ausbezahlt wurde, wenn man nicht auf der Hut war.
Er hatte sich eine Gang aufgebaut, die sehr gut funktionierte. Er erzielte mit seinen Freunden zufriedenstellende Gewinne, und die Konkurrenz beobachtete ihn zwar mißtrauisch, ließ ihn aber ungehindert arbeiten.
Das änderte sich erst, als er mehr wollte. Dadurch brachte er das

Gefüge der Londoner Unterwelt durcheinander, und es kam zu ärgerlichen Zwischenfällen.
O'Shea hielt sich für stark genug, sich mit anderen Gangsterbossen anzulegen, und jeden einzelnen von ihnen hätte er auch in die Tasche stecken können, aber nicht alle zusammen - und genau dazu kam es.
Einigkeit macht stark. Das bekam Gus O'Shea zu spüren. Seine Feinde hetzten ihn wie einen Hasen, und wenn er nicht rechtzeitig Fersengeld gegeben hätte, wäre er vor drei Jahren auf der Strecke geblieben.
Doch mittlerweile hatte es in London einige Umschichtungen gegeben. O'Sheas Feinde waren sich nicht mehr einig. Zwei von ihnen waren an akuter Bleivergiftung gestorben, einer war nach Amerika gegangen.
Der Zeitpunkt für eine Rückkehr war günstig - und wichtig, denn O'Sheas Bruder Nick, der die Gang während der letzten drei Jahre leitete, hatte Gefallen an der Macht gefunden, und Gus O'Shea war eine Information zugegangen, wonach sein Bruder den Platz an der Spitze nicht mehr räumen wollte.
Gus O'Shea mußte zurückkehren, um zu verhindern, daß sich Nick noch besser in den Sattel setzte, der ihm nicht zustand.
Barbara musterte Gus von der Seite. Er hatte kein ansehnliches Profil, war übergewichtig und lief mit einem gebrochenen Nasenbein durchs Leben. Aber er war gut zu ihr, und das war ein Lichtblick, nachdem die meisten Männer sie ausgenützt hatten.
Einer davon hatte sie sogar auf den Strich schicken wollen. Sie war ihm davongelaufen, doch er hatte sie zurückgeholt und krankenhausreif geschlagen. Aber jemand hatte Gus O'Shea informiert, und der hatte sie von diesem Tag an unter seinen persönlichen Schutz gestellt.
Seither hatte sie Ruhe, und Gus erfüllte ihr die teuersten Wünsche. Dafür brauchte sie nur schön zu sein, und das war sie. Mit ihren Supermaßen hätte sie jede Mißwahl gewonnen, und das gehörte alles Gus O'Shea. Ihm ganz allein.
»In ein paar Minuten landen wir, Baby«, sagte der Gangsterboß.
»Großartig.«
»Hast du es bereut, mit mir fortgegangen zu sein?«
»Nein. Und noch weniger bereue ich es, mit dir wieder nach Hause zu kommen.«
»Wir werden möglicherweise ein paar Schwierigkeiten zu überwinden haben.«
»Wir stehen's durch.«
Gus O'Shea griff nach ihrer Hand und blickte ihr dankbar in die Augen. »Du bist ein Prachtmädchen, Barbara. Schön, daß du so zu mir hältst.«
»Du hast sehr viel für mich getan, und ich bin ein dankbarer

Mensch.«
»Die drei Jahre Italien waren nicht nach deinem Geschmack, aber du hast dich kein einziges Mal beklagt.«
»Mein Platz ist an deiner Seite, Gus. Egal, ob in England oder Italien.«
»Sobald ich in London bin, werde ich sehen, wie viele Freunde ich noch habe. Es wird ein paar geben, die denken, daß es für sie gesünder ist, zu Nick zu halten, aber die besten Männer werden an meine Seite treten, und wenn Nick dann nicht erkennt, daß er die Nummer zwei ist…«
»Was würdest du tun?« fragte Barbara Reddy leise. »Wärst du fähig, ihn… Den eigenen Bruder…«
»Er wäre nicht mehr mein Bruder, wenn er sich offen gegen mich stellen würde. Er wäre in diesem Fall nur noch mein Feind, und mit Feinden verfahre ich stets auf die gleiche Weise. Mit Nick ist nicht zu spaßen. Er kann verdammt gefährlich sein; sowie du ihm den Rücken kehrst, schlägt er zu. Deshalb mußte ich ihn unschädlich machen, wenn er nicht bereit wäre, sich mir unterzuordnen.«
»Warum versuchst du nicht, mit ihm eine Partnerschaft einzugehen?«
»Das würde mit Nick nicht lange gutgehen. Er ist zu ehrgeizig. Nein, Nick muß eine harte Hand spüren, und man darf ihn keinen Augenblick aufkommen lassen, sonst passiert sofort ein Unglück… Ich werde diese Angelegenheit regeln - so oder so, Baby. Ich werde meinen alten Platz wieder einnehmen, und dann hätte ich Zeit, mit dir aufs Standesamt zu gehen. Was hältst du davon?«
Barbara Reddy schaute den Gangsterboß entgeistert an. »Du willst mich…«
»Heiraten, ja. Was sagst du dazu?«
»Gus… oh… ich bin völlig durcheinander.« Sie lachte und hatte Tränen in den Augen. »Du willst mich wirklich heiraten? Ist das kein Scherz? Aber wieso denn? Du kannst doch auch so kriegen, was du möchtest… Ich meine, was bin ich denn schon? Ich habe lange in der Gosse gelebt und dachte, nie von dort wegzukommen. Bestimmt hätte ich es ohne deine Hilfe nie geschafft. Ein Mädchen wie mich heiratet man nicht. Mit dem vergnügt man sich so lange, bis man genug hat, und dann sagt man ›Good-bye‹.«
O'Shea grinste. »Ich habe noch niemanden so perfekt negative Reklame für sich machen hören, Baby.«
»Ich weiß, ich bin verrückt, dir davon abzureden, aber ich möchte nicht, daß dir dieser Schritt schon bald leid tut.«
»Wenn das zu befürchten wäre, hätte ich kein Wort von Heirat gesagt. Also - was ist nun? Willst du meine Frau werden? Ja oder nein.«
»Ja. Klar. O Mann, du weißt nicht, wie glücklich du mich machst,

Gus. Ich… ich werde dich bestimmt nicht enttäuschen. Ich werde dir eine gute Ehefrau sein.«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Ich werde zu dir halten. In guten wie in schlechten Zeiten, bis daß der Tod uns scheidet.«

Gus O'Shea lachte. »Abwarten, Baby. Du stehst noch nicht vor dem Standesbeamten.«

»Oh, es wird schön werden, Gus. Ich weiß es.«

Die Stewardeß kam auch zu ihnen, um sich zu vergewissern, daß sie sich angegurtet hatten.

Gus O'Shea grinste sie an. »Bei uns ist alles in Butter, Miß. Wir fliegen nicht zum erstenmal.«

Einige Reihen vor ihnen erhob sich plötzlich ein Hüne, dessen Haar einen silbernen Glanz hatte. Die Stewardeß fühlte sich sofort von ihm bedroht und handelte…

***

Mr. Silver löste den Gurt und stand auf, um sich um die Stewardeß zu kümmern. Seine Unruhe hatte auf Vicky Bonney und mich schließlich doch übergegriffen. Wenn durch die Adern der schönen Stewardeß schwarzes Dämonenblut floß, saßen wir in einer fliegenden Bombe.

Niemand konnte vorhersehen, was diesem Mädchen in den Sinn kam, deshalb war es wichtig, daß Mr. Silver sie rechtzeitig entschärfte.

Ich schaute zwischen den Sitzen hindurch und sah, was passierte. Die Stewardeß reagierte auf Mr. Silver verblüffend heftig. Kaum stand er, da lief ihr Gesicht blutrot an, und es verformte sich.

Im Handumdrehen war nichts Schönes mehr an ihrem Antlitz. Das Gesicht wurde zu einer dunkelroten Teufelsfratze, die Hände zu Teufelsklauen, und ehe es der Ex-Dämon verhindern konnte, schnappte sich die Furie eine Geisel.

Ein wasserstoffblondes Mädchen war es, das neben einem bulligen Typ mit eingeschlagenem Nasenbein saß.

Der Mann sah aus wie ein Gangster. Daß ich damit den Nagel genau auf den Kopf traf, konnte ich nicht wissen.

»Gus!« kreischte das wasserstoffblonde Mädchen.

In Gedankenschnelle hatte die Stewardeß den Gurt gelöst und das verstörte Mädchen hochgerissen. Der Schrei der Blonden alarmierte sämtliche Passagiere, und die meisten Leute waren verständlicherweise wie vom Donner gerührt.

Kein normal denkender Mensch kann sich damit abfinden, wenn er mit solch einem Horror konfrontiert wird.

Selbst mir, der ich mit Überraschungen dieser Art häufig zu tun habe, wurde für einen Moment schwindelig.

Die Stewardeß - ein Höllenwesen! Das konnte für uns alle entsetzliche Folgen haben.

***

Arnold Waite wollte in großer Hast den Tower verlassen, um sich David Scott und diesen mysteriösen Wolkenziegel anzusehen, doch Martin Hayes' Ruf stoppte ihn.

»Arnold! Randolph Brian scheint die Orientierung verloren zu haben! Der weiß auf einmal nicht mehr, wo der Luftwarteraum vier ist!«

»Quatsch, Randolph fliegt doch nicht erst seit gestern.«

Hayes wies aufgeregt auf die Kontrollgeräte. »Überzeug dich selbst. Er befindet sich weiterhin im Anflug auf Piste sieben.«

»Der hat sie wohl nicht alle!« stieß Waite wütend hervor. Er kehrte um und nahm Funkkontakt mit Randolph Brians Maschine auf. »Randolph, hier ist Arnold Waite! Sag mal, was soll das? Gilt für dich nicht mehr, was dir Martin Hayes sagt? Brauchst du eine Extraeinladung? Okay, kannst du haben. Würdest du bitte so nett sein und dich mit deiner verdammten Kiste in den Luftwarteraum vier scheren?«

»Nein, Arnold, ich bringe die Maschine runter«, kam es aus dem Lautsprecher.

»Es ist keine Bahn frei! Willst du mit einem anderen Jet zusammenstoßen? Mann, wenn du dir schon unbedingt das Leben nehmen willst, dann verschieb's auf ein andermal. Im Augenblick würdest du zu viele unschuldige Menschen mitnehmen! Wie viele Passagiere habt ihr an Bord?«

»Fünfundsiebzig.«

»Willst du die alle umbringen? Mach, daß du in den Warteraum kommst. Zum Henker, wenn das hier vorbei ist, kriegst du von mir was zu hören, das schwöre ich dir!«

»Ich lande auf Piste sieben.«

»Kannst du mir verraten, warum du so versessen darauf bist, jetzt schon runterzugehen? Gibt es einen Defekt an Bord, der dich zwingt, zu landen?«

»Nein, Arnold.«

»Verdammt noch mal, was ist dann der Grund? Auf Piste sieben liegt ein mysteriöser Wolkenziegel, der sich keinen Zentimeter von der Stelle rührt. David Scott fuhr raus, um sich dieses Phänomen anzusehen. Als er in den Nebel hineingehen wollte, streckte ihn ein Blitzschlag nieder. Randolph, wenn du in diesem geheimnisvollen Nebel landest, zerlegt dieses elektrische Kraftfeld, oder was das dort draußen ist, unter Umständen dein Flugzeug. Kannst du das verantworten?«

Der Pilot antwortete nicht.

»Randolph!« schrie Arnold Waite außer sich. »Zum Teufel, ich habe dich etwas gefragt!«

Keine Reaktion.

Und die Maschine blieb auf Direktkurs.

Waite rief den Copiloten und forderte ihn auf, das Kommando zu übernehmen, aber Daniel Mack behauptete: »Keine Aufregung, Arnold. Der Kapitän weiß schon, was er tut. Er wird die Maschine trotz des Nebels sicher runterbringen.«

»Herrgott noch mal, darum geht es nicht!« schrie Waite so laut, daß ihm die Adern weit aus dem Hals traten. »Ich kann euch auf Piste sieben nicht landen lassen, solange ich nicht weiß, was das für ein seltsamer Nebel ist.«

»Dann landen wir eben ohne deine Erlaubnis«, erwiderte Mack gleichgültig. »*Wir* übernehmen die Verantwortung.«

»Du weißt, daß das nicht möglich ist.«

»Im Notfall schon, und dies *ist* ein Notfall!«

***

Vicky Bonney stieß neben mir die Luft laut aus. Der Mann, zu dem das blonde Mädchen gehörte, schrie: »Lassen Sie Barbara los!«

Geschockt beobachteten die Passagiere, was geschah. Die Geisel wurde weiß wie ein Laken und drohte zusammenzusacken, aber die Stewardeß hielt sie mit ihren Krallenhänden fest.

Ihre Fingernägel glichen kleinen Messern, und sie saßen an der Kehle der Wasserstoffblonden, die bestimmt glaubte, ihre letzte Stunde hätte geschlagen.

Ich nahm das nicht an.

Die Stewardeß hatte sich das Mädchen nicht geschnappt, um es zu töten, sondern um dahinter Schutz zu suchen. Außerdem wollte sie mit ihrer Geisel Druck auf Mr. Silver ausüben.

Solange das Mädchen sich in der Gewalt der Teufelsstewardeß befand, konnte ihr niemand etwas antun.

»Hinsetzen!« zischte die Teufelin.

Mr. Silver zögerte. Ich merkte, wie angespannt unser Freund war, aber im Augenblick konnte er nichts tun.

»Setz dich, Silver«, raunte ich ihm zu. »Du darfst das Leben der Geisel nicht gefährden.«

Auf Mr. Silvers Haut entstand ein silbriges Flirren, das nur Vicky Bonney und mir auffiel. Ein Zeichen dafür, daß der Ex-Dämon aufs höchste erregt war, doch auch er sah ein, daß er gegen die Satansstewardeß nichts ausrichten konnte.

Sie befand sich im Augenblick in der besseren Position.

»Hinsetzen!« befahl ihm die Stewardeß noch einmal, und der Hüne nahm widerwillig Platz. Seine Hände ballten sich zu klobigen Fäusten,

doch das beeindruckte die Stewardeß, nicht.
»Was wird geschehen, Tony?« raunte mir Vicky Bonney zu.
»Ich wollte, ich wüßte es. Wir nähern uns in diesem Teufelsjet London, soviel steht fest.«
»Die Stewardeß hätte die Maske wahrscheinlich nicht fallenlassen, wenn Silver sie nicht entlarvt hätte«, vermutete Vicky.
»Möglich, daß sie erst nach der Landung aktiv werden wollte«, brummte ich.
Wohin ich blickte - fahle Gesichter. Alle hatten Angst. Keiner war imstande, mit dieser grauenvollen Realität fertigzuwerden. Jeder fragte sich wohl, was weiter passieren würde. Mit der Verwandlung der Stewardeß und der gleichzeitig erfolgten Geiselnahme konnte nur ein Anfang gemacht sein.
Die rote Teufelin stieß das verzweifelte, entsetzte Mädchen vor sich her. Allen anderen kehrte die Schwarzblütlerin bedenkenlos den Rücken zu. Bei Mr. Silver beging sie diesen Leichtsinn nicht.
Sie mußte wittern, daß ihr der Ex-Dämon sehr gefährlich werden konnte, deshalb achtete sie darauf, daß sich das Mädchen stets zwischen ihr und dem Hünen befand.
Die Passagiere, an denen die Satansstewardeß vorbeikam, duckten sich ängstlich.
Mr. Silver wollte mit lauter Stimme wissen, was die Stewardeß damit bezwecke. »Soll das so etwas wie eine Flugzeugentführung werden?« fragte er furchtlos.
Die Stewardeß lachte kalt. »Du hast es erfaßt!«
»Und wohin soll's gehen?«
»London. Heathrow Airport.«
»Dorthin fliegen wir ohnedies.«
»Dann hat also niemand einen Grund, sich aufzuregen«, erwiderte die Teufelin höhnisch.
»Die nächste Überraschung erwartet uns wahrscheinlich, sobald wir unten sind«, nahm ich an, und ich hatte das Gefühl, es würde sich eine eiskalte Hand auf meine Kehle legen und zudrücken.

***

Im Augenblick war Daniel Mack zufrieden. Randolph Brian, der Pilot, gehorchte. Er hatte nicht den Mut, sich den Befehlen seines Copiloten zu widersetzen.
Ihm war, als würden Eisenstacheln an seiner Gurgel sitzen. Es wäre Wahnsinn gewesen, sich gegen Mack auflehnen zu wollen.
Dicke Schweißperlen glänzten auf Brians Stirn. Sein Herz hämmerte wild, und er dachte verzweifelt an seine Tochter, die er vielleicht nicht wiedersehen würde. Aber ein wenig Hoffnung hielt ihn noch aufrecht. Vielleicht war Mack irgendwann kurz unaufmerksam, dann

würde er ihn sofort angreifen, und es mußte ihm gelingen, ihn zu überwältigen.

Es befanden sich 75 Menschen an Bord, die Besatzung ausgenommen.

John Fosse, der Navigator, dachte ähnlich wie Randolph Brian. Auch er konnte sich nicht erklären, wieso aus Daniel Mack ein Teufel geworden war, doch die Antwort war im Augenblick zweitrangig.

Vordringlicher war es, den gefährlichen Copiloten unschädlich zu machen. Aber wie stellte man das an?

Während Randolph Brian auf Direktkurs blieb, stieß er heiser hervor: »Wieso, Daniel…?«

»Dich verblüfft meine Verwandlung.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Die Stewardeß und ich kamen in Rom zu spät, erinnerst du dich?«

»Ja. Du hattest eine fadenscheinige Ausrede. Angeblich zapften Diebe das Benzin aus dem Tank deines Leihwagens ab.«

»Du hast recht, das war gelogen. In Wirklichkeit hatten Helen Thomas und ich eine Begegnung mit einem interessanten Mann. Ich möchte ihn als Werber der Hölle bezeichnen. Er stellte uns in die Dienste der schwarzen Macht. Wir tragen die Kraft der Hölle in uns.«

»Helen auch?« fragte der Pilot verblüfft.

»Ja, auch sie. Wir haben einen Auftrag übernommen, und nichts und niemand wird uns daran hindern, ihn auszuführen.«

»Wie lautet dieser Auftrag?« wollte der Kapitän wissen.

»Wir sollen dafür sorgen, daß die Maschine auf Piste sieben landet.«

»In diesem Nebel. Was hat es damit auf sich?«

»In diesem Nebel werden wir erwartet, Randolph. Er verdeckt eine Art Korridor, eine Pforte, die in eine andere Dimension führt - in das Reich des Dämons Ytanga.«

Randolph Brian hörte auf, weitere Fragen zu stellen, denn was er zu hören bekam, wurde immer verrückter und unglaublicher.

Wenn sich Daniel Mack nicht vor seinen Augen verändert hätte, hätte er angenommen, der Copilot hätte den Verstand verloren.

Aber Mack war mit seiner Teufelsfratze und den Satanskrallen ein lebender Beweis dafür, daß er die Wahrheit sagte.

Ein Korridor in eine andere Welt! dachte der Kapitän fassungslos. Und ich fliege geradewegs darauf zu!

John Fosse hatte das Gefühl, auf glühenden Kohlen zu sitzen. Was würde passieren, wenn er sich jetzt auf den Copiloten stürzte? Würde es ihm gelingen, den Mann mit der Teufelsfratze zu überwältigen?

Es mußte sehr schnell gehen. Schneller, als Daniel Mack zu reagieren vermochte, sonst mußte es mit Sicherheit der Pilot büßen.

Fosse grub seine Zähne in die Unterlippe. Seine Handflächen waren feucht, die gespreizten Finger zitterten.

Mack war ein Opfer des Bösen geworden, aber er war nicht

unglücklich darüber, daß er die Fronten wechseln mußte.
Im Gegenteil, für ihn schien es eine Auszeichnung zu sein, für die schwarze Macht kämpfen zu dürfen. Anscheinend hielt er sich für einen Auserwählten.
Aber nicht mehr lange! dachte John Fosse grimmig. Er befürchtete, daß am Ende dieses Fluges auf sie alle der Tod wartete, und dem wollte er rechtzeitig ein Schnippchen schlagen.
Wenn er Mack angriff, konnte er bestimmt mit Randolph Brians Unterstützung rechnen, und zu zweit mußten sie es doch schaffen, mit diesem Höllendiener fertigzuwerden.
Er ließ noch zehn Sekunden verstreichen. Es war unglaublich, was ihm in dieser kurzen Zeitspanne alles durch den Kopf ging. Er dachte an die möglichen Folgen, die ein Mißerfolg nach sich ziehen würde, redete sich ein, daß es ihm gelingen würde, Mack zu überrumpeln, und schloß beide Hände zu einer großen Faust zusammen.
Daniel Mack beachtete ihn nicht. Der Besessene schien ihn nicht ernst zu nehmen, schien ihm nicht genug Mut für einen Überraschungsangriff zuzutrauen.
Darin sah John Fosse seine Chance.
Vor ihnen tauchte der Airport auf. Deutlich war der hohe, lange graue Wolkenziegel zu erkennen, der auf Piste sieben lag.
Daniel Mack lachte diabolisch. »Dort unten warten viele Überraschungen.«
Randolph Brian schluckte trocken. »Wir haben 75 Passagiere an Bord.«
»Eben - um die geht es«, sagte Mack. »Die will Ytanga haben. Der Dämon braucht Kraft. Durch euch wird er sie bekommen!«
Der Navigator spannte vorsichtig die Muskeln. Gebannt starrte er auf den Hinterkopf des Copiloten, und es gelang ihm, sich unbemerkt zu erheben. Sein Herz schien jetzt schon im Hals zu schlagen, und der Schweiß rann ihm über die blassen Wangen.
Jetzt! befahl er sich selbst, und gleichzeitig versuchte er den Hinterkopf des Copiloten mit seiner Doppelfaust zu treffen, aber Daniel Mack merkte, was hinter ihm vorging.
Blitzschnell drehte er sich um.
John Fosse sah die messerscharfen Krallen auf sich zusausen, und dann spürte er einen entsetzlichen brennenden Schmerz an der Kehle.
Als er zusammenbrach, lebte er nicht mehr.
Das alles ging so schnell, daß es dem Piloten nicht möglich war, etwas zu seiner Rettung zu unternehmen.
Erst als John Fosse zu Boden ging, wollte Randolph Brian handeln, aber da war es dafür bereits zu spät, denn der Copilot setzte ihm schon wieder die nunmehr blutigen Krallen an den Hals.
»Keine Dummheiten, Randolph!« knurrte der Besessene. »Sonst stirbst

du ebenfalls!«

»In Ordnung, Daniel, ich… ich gebe mich geschlagen«, krächzte der Kapitän. Durch den Tod des Navigators hatte er erst begriffen, wie ernst die Lage war.

***

»Das wird ein Nachspiel haben!« zischte Arnold Waite im Tower. »Randolph Brian und Daniel Mack werden nie wieder fliegen, dafür sorge ich!«

Waite verließ den Flugsicherungsturm, stieg in einen davor stehenden Geländewagen und raste los.

Er erreichte die Piste sieben noch vor dem Rettungswagen. Milt Casey und Frank Boyd standen bei David Scott.

»Ist er immer noch bewußtlos?« fragte Waite.

»Bewußtlos - oder tot«, antwortete Casey. »Wir wissen es nicht. Als ich ihn anfaßte, verpaßte er mir ein Ding - einen Elektroschock. So etwas möchte ich nicht noch mal erleben.«

»Wenn wir ihn von hier fortbringen wollen, müssen wir ihn anfassen«, sagte Arnold Waite.

Milt Casey schüttelte den Kopf. »Ich getraue es mich nicht mehr.«

Waite trat an den Leiter der Pistensicherung. »David!« sagte er laut. »He, David!«

Der Mann reagierte nicht. Arnold Waite beugte sich über ihn. Als er die Hand ausstreckte, bemerkte Casey: »Das würde ich mir an deiner Stelle gut überlegen.«

»Verdammt, er kann hier nicht liegenbleiben!« gab Waite zurück und berührte David Scott.

Milt Casey kniff die Augen zusammen. Er rechnete mit grellen Blitzen und einem markerschütternden Schrei, doch nichts passierte.

Frank Boyd stieß erleichtert die Luft aus. Er half Waite, den Bewußtlosen auf den Rücken zu drehen, und der Mann von der Flugsicherung griff sofort nach Scotts Halsschlagader.

»Tot?« fragte Milt Casey mit belegter Stimme.

»Zum Glück nicht.«

Der Krankenwagen traf ein. Gemeinsam legten sie den Ohnmächtigen auf eine Bahre, und dann wurde David Scott zur Ersten-Hilfe-Station gebracht.

Waite, Casey und Boyd folgten dem Krankenwagen im Jeep.

Dr. Gordon Collins, ein grauhaariger Mann mit dem Gesicht einer Bulldogge, nahm sich des Leiters der Pistensicherung sofort an. Nachdem er den Mann kurz, aber gründlich untersucht hatte, gab er ihm eine Spritze, und dann mußten sie warten.

Collins wies zum halb offenen Fenster hinaus, Richtung Piste sieben. »Was ist das dort draußen, Mr. Waite?«

»Ich wollte, ich wüßte es«, sagte dieser besorgt. »Es handelt sich um ein noch nie dagewesenes Naturereignis. Dieser Nebel ist prall gefüllt mit Elektrizität. Man kann in ihn nicht eindringen. David Scott hat es versucht. Er bekam einen fürchterlichen elektrischen Schlag, der ihn weit zurückschleuderte und ihm die Besinnung raubte.«

Gordon Collins trat ans Fenster und schüttelte den Kopf. »Ein elektrischer Nebel. Wie kann so etwas entstehen? Und dann diese eigenwillige Form. Noch nie habe ich einen Nebel in Blockform gesehen. Was wir hier erleben, Mr. Waite, ist für mich dasselbe, als würde dort draußen ein UFO landen.«

»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Doc«, stöhnte Frank Boyd. »Vielleicht sind das die ersten Vorbereitungen dafür.«

Arnold Waite schaute ihn ernst an. »Glaubst du denn an einen solchen Unsinn?«

»Sie nicht?« fragte Dr. Collins dazwischen.

»Für mich gibt es UFOs ebenso wie das Ungeheuer von Loch Ness.«

»Also an die Existenz von Nessie glaube ich auch nicht«, sagte Gordon Collins. »Aber UFOs sind mit Sicherheit kein Hirngespinst.«

»David kommt zu sich!« rief Frank Boyd.

Dr. Collins begab sich zum Leiter der Pistensicherung. Scott schlug verwirrt die Augen auf, sah die weißen Wände, den grauhaarigen Mann, der ihn musterte, und begriff, wo er war.

Als er sich erheben wollte, schüttelte Gordon Collins den Kopf, legte ihm die Hand auf die Brust und drückte ihn sanft zurück.

»Ich würde sagen, Sie bleiben erst noch ein wenig liegen, Mr. Scott. Wie fühlen Sie sich?«

»Matt, und ich habe so ein merkwürdiges Kribbeln unter der Haut.«

»Das kommt von dem Serum, das ich Ihnen gespritzt habe. Es wird bald vergehen.«

Abermals versuchte sich David Scott aufzusetzen, doch Gordon Collins ließ es nicht zu und appellierte an seine Vernunft.

»Ein paar Minuten, Mr. Scott. Sie sind noch nicht soweit. Wenn Sie aufstehen, gehen Sie mit Sicherheit in die Knie. Warten Sie ab, bis das Prickeln aufhört, okay?«

»Doktor, dort draußen ist ein verfluchter Höllennebel!« stieß Scott aufgeregt hervor. »Ich kann hier nicht herumliegen. Wir müssen etwas gegen diese gefährliche Wolke unternehmen, und zwar schnell!«

»Wie war das, als du diesen elektrischen Schlag bekamst, David?« wollte Arnold Waite wissen.

»Schlimm, verflucht schlimm. Das wünsche ich meinem ärgsten Feind nicht«, ächzte David Scott.

»Dieser Wolkenziegel - woher er auch kommen mag - ist ein gefährliches Kraftfeld, in das man nicht eindringen kann, richtig?« sagte Waite.

»Ich habe diese Kraft zu spüren gekriegt«, sagte Scott. »Das… das ist nicht Elektrizität. Das ist irgend etwas anderes.«

Damit wußte Arnold Waite nichts anzufangen, deshalb ignorierte er diese Bemerkung. Für ihn blieb das dort draußen ein elektromagnetisches Kraftfeld, ein Energieblock, dem man irgendwie zu Leibe rücken mußte. Die Frage war nur - wie?

»In diesem Nebel befindet sich eine gefährliche Höllenkraft!« behauptete Scott.

Auch das ließ Arnold Waite nicht gelten. David Scott hatte einen schweren Schock erlitten. Er war noch durcheinander, deshalb kam er auf so unsinnige Gedanken.

Scott fiel auf, daß ihm Arnold Waite nicht glaubte. »Du hältst mich für einen Märchenonkel, was?«

»Junge, es hat dich ziemlich arg erwischt…«

»Und nun denkst du, ich würde wirres Zeug daherreden. Du zweifelst an meinem Verstand!« David Scott schrie es zornig heraus und setzte sich auf.

Dr. Collins wollte es erneut verhindern, doch Scott stieß die Hand des Arztes zur Seite.

»Lassen Sie mich, Doc!« fauchte er.

»Reg dich nicht auf, David«, riet ihm Arnold Waite.

»Ich bin wieder okay«, erwiderte Scott und stand auf, und er fiel nicht um.

»Na schön, dort draußen steht also eine Höllennebelwand«, seufzte Arnold Waite. »Diese Wolke ist nicht irdischen Ursprungs. Kannst du mir erklären, was du gegen sie unternehmen willst? Wenn es sich um Elektrizität handeln wurde, könnte ich mir vorstellen, daß wir es irgendwie schaffen, sie abzuleiten. Aber wie rückt man einer Höllenkraft zuleite?«

Scott senkte den Blick. »Das weiß ich nicht, noch nicht, Arnold. Mir ist lediglich klar, daß es eine schreckliche Katastrophe gibt, wenn dieser Nebel dort draußen bleibt.« Seine Stimme wurde leiser. Es war kaum noch zu hören, was er sagte. Seine Augen richteten sich auf das Nebelphänomen, und er murmelte: »Sie warten… Stehen dort draußen und warten…«

Arnold Waite schaute den Arzt, Casey und Boyd rasch an. »Sag das noch mal, David«, verlangte er. »Befindet sich jemand in diesem Nebel?«

»Wir haben niemanden gesehen«, bemerkte Milt Casey.

»Aber ich«, flüsterte David Scott, und sein Blick ging in die Runde. »Als ich Kontakt mit diesem Nebel hatte, wurde er für mich für einen Sekundenbruchteil transparent, und ich sah schreckliche Wesen. Ihre Gesichter waren rote Teufelsfratzen, und an den Fingern hatten sie mörderische Krallen…«

»Wie viele waren es?« fragte Frank Boyd.
»Drei… vier…« Scott zuckte mit den Schultern. »Aber ich bin sicher, daß es mehr sind. Reglos standen sie da…«
»Worauf warten sie?« wollte Boyd wissen.
»Wahrscheinlich darauf, daß ein Flugzeug auf Piste sieben landet.«
Waite sagte es nicht, aber er glaubte, daß David Scott phantasierte. Er lehnte es ab, zu akzeptieren, daß auf Piste sieben ein Höllennebel lag, in dem Monster auf die Maschine aus Rom warteten.
»Da!« rief Milt Casey und wies auf den Düsenclipper, der zur Landung ansetzte. Das Fahrwerk war bereits ausgefahren, die Landeklappen befanden sich in der vorgeschriebenen Position.
Langsam schwebte der schwere Vogel herein. Meter um Meter sank er dem gefährlichen Nebelblock entgegen.
Arnold Waite schüttelte verständnislos den Kopf. »Randolph Brian und Daniel Mack müssen verrückt sein!« knirschte er.

***

Hinter uns flüsterte die Frau, die während des ganzen Flugs geschluchzt hatte: »Ich habe Angst, George, entsetzliche Angst.«
»Ich bin bei dir, Rita«, sagte ihr Mann. »Es wird dir nichts geschehen. Ich werde dich beschützen.«
Die Gefahr schien sie einander wieder nähergebracht zu haben. Vielleicht würde sich der Mann, wenn er dieses Abenteuer heil überstand, es sich noch einmal durch den Kopf gehen lassen, ob er richtig handelte, sich nach fünfundzwanzig Jahren Ehe von seiner Frau zu trennen.
Aber würde er überleben?
Würde diesen Höllenflug überhaupt einer von uns überleben?
Wie immer hatte Mr. Silver die größten Chance, denn er war nicht so verletzbar wie ein Mensch. Ihm stand eine starke Magie zur Verfügung, mit der er angreifen und sich schützen konnte.
Wir anderen waren vielleicht schon bald einer Gefahr ausgeliefert, der wir nicht gewachsen waren. Vicky Bonney drückte fest meine Hand.
Einige Passagiere befanden sich am Rand einer Ohnmacht, doch niemand konnte ihnen helfen. Alle hatten genug damit zu tun, die eigene Angst zu unterdrücken.
Am schlimmsten war das wasserstoffblonde Mädchen dran. Nach wie vor befand es sich in der Gewalt der Teufelsstewardes.
Die Geisel schien sich in Schweiß und Tränen aufzulösen. Ich sah, wie es Mr. Silver in den Fingern kribbelte, doch er konnte gegen die Stewardeß nichts unternehmen.
»Heathrow Airport«, raunte mir Vicky Bonney zu.
Ich warf einen Blick aus dem Bullauge, sah mehrere Pisten und einen

riesigen Hangar, vor dem eine große Verkehrsmaschine stand, die im Sonnenlicht glänzte.

»Wenn unser Jet aufsetzt, kaufe ich mir die Stewardeß!« sagte Mr. Silver. Er bewegte dabei kaum die Lippen.

»Aber nur, wenn du das Leben der Geisel damit nicht gefährdest«, erwiderte ich.

»Das ist doch wohl klar. Wofür hältst du mich?«

»Du bist wütend...«

»Denkst du, ich weiß nicht mehr, was ich tue, wenn ich wütend bin? Du solltest mich besser kennen, Tony.«

»Ich finde es vernünftiger, wenn man vorher alles klärt«, sagte ich.

Vicky Bonney machte mich auf den merkwürdigsten Nebel aufmerksam, den ich je gesehen hatte. Und wir flogen genau darauf zu.

Ich fragte mich, was uns in diesem kantigen Wolkenziegel erwartete. Auf jeden Fall nichts Gutes, das stand fest.

Der Nebel würde uns alle verschlucken. Die ganze Maschine konnte er in sich aufnehmen. Für mich war es nicht schwierig, eine Verbindung zwischen der Teufelsstewardeß und jenem Nebel herzustellen, und ich ging in meinen Überlegungen noch einen Schritt weiter.

War es abwegig, anzunehmen, daß die gesamte Besatzung aus solchen Teufeln bestand? Sowohl der Pilot als auch der Copilot mußten den mysteriösen Nebel längst gesehen haben.

Auch den Fluglotsen konnte dieses Wolkenphänomen nicht verborgen geblieben sein. Das bedeutete, daß auf dieser Piste bis auf weiteres mit Sicherheit kein Flugzeug landen durfte.

Aber die Landung stand unmittelbar bevor!

Folglich mußte sich die Besatzung unserer Maschine über das Landeverbot hinweggesetzt haben.

Die Besatzung brachte Menschenfracht aus Rom, um sie hier in diesem Höllennebel abzuliefern, und wir waren nicht imstande, das zu verhindern.

Ich gab dem Ex-Dämon Bescheid, und Mr. Silver konzentrierte sich auf den Angriff. Doch was war gewonnen, wenn es ihm gelang, die Stewardeß unschädlich zu machen?

Was war mit dem Piloten, dem Copiloten, dem Navigator?

Der Hüne spannte seine Muskeln. Er war ein kräftiger Zwei-Meter-Mann mit der Figur eines Herkules. In seinen perlmuttfarbenen Augen tanzten winzige Glutpünktchen.

Gleich würde er explodieren!

Wir schwebten auf den Nebelblock zu. Ich habe eine ganze Menge gegen Flynapping, aber diesmal hätte ich den Piloten sehr gern mit vorgehaltenem Colt zu einer Kursänderung gezwungen.

Doch vor der Cockpittür stand die Teufelsstewardeß mit ihrer zitternden, weinenden Geisel. Ein Hindernis, das ich nicht überwinden konnte.

Ich mußte Mr. Silvers Attacke abwarten. Ging sie gut, würde ich mit ihm ins Cockpit eilen. Vielleicht schafften wir es, die Maschine am Ausrollen zu hindern.

Wenn der Pilot sofort wieder beschleunigte und den Jet hochriß, konnten wir den Höllennebel unter Umständen verlassen, ehe die Falle zuschnappte, aber dafür brauchten wir wahrscheinlich eine Wagenladung voll Glück.

Zehn Meter trennten uns noch vom Nebel!

Neun Meter… acht, sieben, sechs…! Der grausame Countdown zerrte an meinen Nerven. Vicky Bonney hielt sich sehr tapfer. Sie sah gefaßt aus, wußte, daß es jetzt keinen Sinn hatte, in die allgemeine Hysterie einzufallen. Sie war nur ein wenig blaß um die Nase, und ihre Finger krampften sich fest um meine Hand.

Fünf Meter…

Zum Greifen nah war der Nebel schon, und ich hatte das Gefühl, meine Haare würden langsam grau werden. So grau wie dieser verfluchte Nebel, der uns alle fressen würde.

Der Düsenclipper sackte die restlichen Meter ab, und als die Maschine in die Höllenwolke eintauchte, sah ich, wie Mr. Silver hochschnellte.

Und dann ging es auf einmal drunter und drüber. Blitze rasten durch die enge Röhre des Flugzeugs, knisterten über die Wände und stachen uns gezackt und verästelt entgegen.

Da war ein Gleißen, Krachen und Bersten. Ich hörte Menschen schreien, war geblendet, konnte nichts mehr sehen.

Eine unvorstellbare Kraft schien auf das Flugzeug einzuwirken und es auseinanderzureißen. Mir kam vor, als gebe es keine Schwerkraft mehr, und die Höllenkraft zerfetzte den Gurt, der mich auf dem Sitz festhalten sollte.

Wahrscheinlich erging es allen anderen Passagieren genauso. Wir wurden zu Spielbällen unbeschreiblicher Gewalten.

Mir entglitt Vicky Bonneys Hand. Ich faßte sofort nach, doch ich griff ins Leere. Meine Freundin war nicht mehr da.

Verwandelte ich mich in einen Kreisel? Mir kam es so vor. Immer noch blendete mich diese unnatürliche Helligkeit, und die Verzweiflungsschreie von Menschen gellten in meinen Ohren.

Vicky… Mr. Silver… Sie waren weg, und ich hörte plötzlich niemanden mehr schreien.

Jetzt bist du allein! durchzuckte es mich.

Dann verlor ich das Bewußtsein.

***

Dr. Collins öffnete das Fenster der Erste-Hilfe-Station ganz, und alle beobachteten das Drama, das sich auf Piste sieben abspielte.

Das große Flugzeug tauchte ein in den Nebelblock, wurde nicht zurückgeschleudert wie David Scott, sondern innerhalb eines Herzschlags völlig aufgenommen.

Arnold Waite hatte ein flaues Gefühl im Magen. »Jetzt sind sie da drinnen«, sagte er gepreßt. »Fünfundsiebzig Passagiere und die Besatzung.«

»Ob sie's überleben?« fragte Frank Boyd zweifelnd.

»Wir müssen davon ausgehen, daß die Maschine wie ein Faradayscher Käfig wirkt, daß die Elektrizität also nicht in das Flugzeug eindringen kann«, sagte Waite. »Die Sicht ist dort drinnen gleich Null, aber Randolph Brian ist ein erfahrener Pilot. Er bringt den Jet sicher auf die Piste. Kritisch wird es für die Menschen wohl erst, wenn sie versuchen, das Flugzeug zu verlassen. Ich muß telefonieren!«

Arnold Waite blickte sich aufgeregt um.

Gordon Collins wies auf einen schwarzen Apparat, der auf einem großformatigen weißen Schreibtisch stand.

Waite eilte zum Telefon und rief seinen Kollegen Martin Hayes im Tower an. »Hör zu, Martin…«

»Brian ist gelandet! Verdammt, der Idiot ist in diesem Nebel gelandet!« fiel ihm Hayes ins Wort.

»Ich weiß. Ich hab's gesehen.«

»Wie geht es David Scott?«

»Er ist wieder auf den Beinen. Martin, kannst du noch mit Randolph Brian reden? Besteht der Funkkontakt zur Maschine hoch?«

»Ich glaube ja, aber Brian gibt keine Antwort, und der Copilot auch nicht. Die müssen den Verstand verloren haben!«

»Sag ihnen, sie dürfen die Maschine auf keinen Fall verlassen. Martin, das ist sehr wichtig. Sie dürfen den Jet erst verlassen, wenn sie von uns grünes Licht bekommen. Schärfe ihnen das ein!«

»Sie werden sich darüber genauso hinwegsetzen wie über das Landeverbot. Ich möchte wissen, was sie sich dabei gedacht haben.«

»Seit wann denken Verrückte? Junge, wende deine ganze Überredungskunst auf. Sie müssen auf dich hören, sonst sind sie verloren.«

»Ich tue, was ich kann, Arnold. Hoffentlich reicht es.«

»Wenn nicht, kommt diese Landung einem Absturz gleich.«

»Ich übernehme keine Verantwortung!« sagte Martin Hayes erregt.

»Das versteht sich von selbst.«

»Und was passiert nun weiter?«

»Weiß ich noch nicht. Wir müssen die Maschine da irgendwie herausholen, beziehungsweise den Nebel zum Verschwinden bringen, aber eine Idee habe ich leider noch nicht.« Arnold Waite legte den

Hörer in die Gabel.
David Scott stierte aus dem Fenster. Er schien mit seinen Gedanken nicht hier zu sein. »Ihr Warten hat ein Ende«, sagte er leise.
Milt Casey überlief ein kalter Schauer.
»Nun werden sie sich die Menschen holen«, flüsterte der Leiter der Pistensicherung. »Keiner von uns kann das verhindern!«
Arnold Waite sah nicht so schwarz wie er. Seiner Ansicht nach gab es keine Teufel in diesem Nebel, und die Menschen hatten eine echte Chance, mit dem Schrecken davonzukommen, wenn sie im Flugzeug blieben.
Wie hätte er ahnen sollen, daß er sich gewaltig irrte?

***

Nach einer kurzen Ohnmacht kam Gus O'Shea zu sich. Der Gangsterboß richtete sich benommen auf. Ein ziehender Schmerz unter der Kopfhaut ließ ihn stöhnen.
»Verdammt!« schimpfte er und blickte sich um.
Daß seine Heimkehr so ein Ende nehmen würde, hätte er sich nicht träumen lassen. Irrsinn war das ganze. Ein vernünftiger Mensch tat sich verdammt schwer damit, das Erlebte zu akzeptieren.
Aber es war passiert.
Unbegreiflich war ihm, daß sich die Stewardeß in eine Teufelin verwandelt hatte, und Wut rumorte in seinen Eingeweiden, weil sich diese Furie ausgerechnet Barbara geschnappt hatte.
Und dann war es zu dieser Bruchlandung gekommen.
Ein Absturz direkt auf dem Heathrow Airport… Da muß man froh sein, wenn man noch am Leben ist! dachte O'Shea.
Plötzlich machte er sich Sorgen um Barbara Reddy. Befand sich seine Freundin immer noch in der Gewalt dieser Teufelsstewardeß?
Er hing an Barbara. Sie war ein echter Kumpel, ging mit ihm durch dick und dünn. Es war nicht nur so dahergeredet gewesen, er wollte sie wirklich heiraten. Aber lebte Barbara überhaupt noch?
Das Unglück konnte sie der Stewardeß entrissen haben. Das wäre nicht schlecht für sie gewesen. Aber was war ihr danach zugestoßen?
Zum erstenmal blickte sich der Gangsterboß bewußt um, und seine Augen weiteten sich. Er massierte die eingeschlagene Nase und brummte: »Da kenne sich einer noch aus!«
Hätte er sich nicht auf dem Airport befinden müssen? Umgeben von Flugzeugtrümmern? Aber das war nicht der Fall. Er sah sich in einem Erdloch, das die Ausmaße eines großen Zimmers hatte.
Flache Stufen führten zu einer vergitterten Öffnung hinauf.
»Ist bei mir eine Schraube locker?« murmelte Gus O'Shea. »Bin ich ein Gefangener? Wer hat mich eingesperrt?«
Er zweifelte mit einemmal daran, daß das alles Realität war.

Vielleicht würde er bald aufwachen und erkennen, daß er nur geträumt hatte. Möglicherweise hatte er Italien noch gar nicht verlassen. Der Flug nach London stand ihm erst bevor.

Er zwickte sich in die Hand. Kann man einen Schmerz auch träumen?

Es dauerte lange, bis er realisierte, daß er nicht allein war. Menschen lagen auf dem Boden. Passagiere aus dem Flugzeug. Neun zählte er. Barbara war auch dabei!

»Barbara!« Er eilte zu ihr, sank auf die Knie, richtete sie auf und schüttelte sie. »Barbara!« Er fühlte besorgt ihren Puls. In diesem Augenblick war er kein hartherziger Mann, dem es nichts ausmachte, über Leichen zu gehen. Dieses Mädchen war ein Teil von ihm. Er wollte sie nicht verlieren. Sie sollte seine Frau werden und ihm zwei, drei Kinder schenken. Kinder, die er studieren lassen würde und die sich auf ehrliche Weise ihr Geld verdienen sollten…

Barbara kam zu sich.

»Hallo, Baby!« sagte er krächzend. »Bist du okay?«

Sie strich sich eine wasserstoffblonde Haarsträhne aus dem Gesicht, und ihm fiel ein, daß er keine Ahnung hatte, welche Haarfarbe sie wirklich hatte.

»Bist du okay?« fragte er noch einmal.

Sie nickte kaum merklich. »O Gus, ich dachte, die Stewardeß würde mich umbringen.«

Er hatte das auch befürchtet, sagte es nun aber nicht.

»Wo sind wir? Was ist passiert?« wollte Barbara Reddy wissen.

»Der Pilot muß irgendwie Mist gebaut haben. Wahrscheinlich knallte der Vogel voll auf die Piste und brach auseinander. Was ich nicht verstehe, ist, daß wir uns in diesem Erdloch befinden. Ich habe keine Ahnung, wie wir hierher kommen. Bin auch erst vor wenigen Augenblicken zu mir gekommen.« Er wies zu der vergitterten Öffnung. »Wir sind hier eingesperrt. Weiß der Kuckuck, von wem.«

Nach und nach kamen die anderen Passagiere zu sich, aber keiner wußte, wie sie hierher gekommen waren.

Sie waren insgesamt zehn Personen - eingekerkert nach einem Flugzeugabsturz, wie sie vermuteten. Fünf Frauen, fünf Männer.

Vom Verbleib der restlichen 65 Passagiere hatten sie keine Ahnung.

»Seit wann werden die Überlebenden nach einem Flugzeugunglück eingesperrt?« maulte O'Shea. »Und noch dazu in so ein Loch!«

»Glaubst du, wir sind die einzigen Überlebenden?« fragte Barbara heiser.

»Das nehme ich an. Wir scheinen unverschämtes Glück gehabt zu haben, Baby.«

Der Gangsterboß schob seine Freundin beiseite und eilte die flachen Stufen hinauf. Das Gitter bestand aus dicken Bambusstäben. Gus O'Shea rüttelte heftig daran, doch es ließ sich nicht öffnen.

Jenseits des Gitters war es so nebelig, daß man die Hand nicht vor den Augen sah.

Ein Mann wie O'Shea haßte es ganz besonders, eingesperrt zu sein, und dann auch noch völlig grundlos. Er hatte die Maschine nicht zu Bruch geflogen.

Wutentbrannt trat er gegen das widerstandsfähige Bambusgitter. »He!« brüllte er. »Hallo! Ist da keiner? Wir wollen raus! Ich verlange, daß dieses verfluchte Gitter auf der Stelle entfernt wird! Niemand hat das Recht, uns einzusperren!«

Draußen blieb es ruhig.

O'Shea kehrte zu den anderen zurück. »Das können die mit mir nicht machen! Das lasse ich mir nicht gefallen!«

»Beruhige dich, Gus«, sagte Barbara.

»Zum Teufel, ich werde mich nicht beruhigen!« schrie der Gangsterboß. »Irgendwann wird hier einer hereinkommen, und dem dresche ich die Birne weich. Du kannst mich beim Wort nehmen!«

Er hatte recht.

Irgendwann kam tatsächlich jemand.

Das Bambusgitter hob sich, und aus dem Nebel traten zwei Gestalten - ein Mann und eine Frau.

Daniel Mack, der Copilot, und Helen Thomas, die Stewardeß. Ihre roten Teufelsfratzen grinsten triumphierend.

Die Menschen zogen sich zurück, drängten sich ängstlich zusammen. Nur Gus O'Shea zeigte keine Angst, dazu war er zu wütend.

Er schob Barbara Reddy hinter sich und blaffte: »Wir verlangen, daß man uns freiläßt! Wie kommt ihr dazu, uns gefangenzuhalten? Wo sind wir hier überhaupt?«

Mack und die Stewardeß kamen die Stufen herunter. O'Shea kribbelte es in den Fäusten. Er wollte sich auf die beiden Teufel stürzen.

Er war nicht Barbara Reddy. Mit ihm würden sie nicht so leicht fertigwerden. Auch nicht zu zweit. Man hatte ihm vor langer Zeit schon beigebracht, wie man kämpft, um zu siegen. Alles war dabei erlaubt. So etwas verlernt man nicht.

Mack lachte kalt. »Du bist sehr vorlaut!«

»Ich fürchte mich nicht vor euch!«

»Wem willst du imponieren?« fragte die Stewardeß und wies mit ihrer Klaue auf Barbara. »Der Kleinen da?«

Barbara Reddy schrumpfte hinter Gus O'Shea zusammen. Sie wollte nicht noch einmal von dieser gefährlichen Teufelin gepackt werden.

»Wir wollen raus!« sagte der Gangsterboß energisch.

»Ihr kommt raus«, erwiderte Daniel Mack. »Einer nach dem anderen. Wir holen euch.«

»Und wohin bringt ihr uns?«

»Zu Ytanga, dem Dämon. Wir sind seine Diener.«
»Was will Ytanga von uns?«
»Nicht sehr viel. Nur eure Seelen.«

***

O'Shea sah die offene Gittertür und griff Mack und die Stewardeß an.
»Gus!« kreischte Barbara Reddy entsetzt. Sie glaubte zu wissen, daß er gegen die beiden Teufel keine Chance hatte. Sie hatte die Kraft der Stewardeß zu spüren bekommen.
Der Gangsterboß wuchtete sich vor. Die Teufelsstewardeß wollte sich fauchend auf ihn stürzen, doch O'Shea beförderte sie mit einem Tritt weit zurück.
Gleichzeitig traf seine Faust die rote Fratze des Copiloten. Mack torkelte nach hinten. Der Gangsterboß setzte augenblicklich nach. Zwei weitere Schläge warfen Mack gegen die Wand, es folgten ein Tritt und ein Rammstoß mit dem Knie. O'Shea schien es tatsächlich schaffen zu können.
Am meisten glaubte er selbst an seinen Sieg. Den Konterschlägen des Copiloten entging er fast mühelos. Er konnte nicht wissen, daß Daniel Mack mit ihm spielte.
O'Shea sollte hoffen und mit einem Triumph rechnen. Um so mehr würde er innerlich zusammenbrechen, wenn er erkennen mußte, daß er seinen besessenen Gegnern nicht gewachsen war.
Der Gangsterboß packte seinen schwarzblütigen Widersacher an der Kehle und drückte zu.
»Gus!« kreischte Barbara Reddy wieder.
O'Shea drehte sich mit dem Copiloten blitzschnell um und rammte ihn gegen die Stewardeß, die ihn attackieren wollte.
Und dann ging Mack plötzlich voll aus sich heraus. Seine Krallen schlitzten O'Sheas Jackett auf, zerfetzten den Stoff und ritzten seine Haut.
O'Sheas Augen traten weit hervor und er schrie laut auf, doch Mack ließ ihn nicht los. Jetzt packte auch die Teufelsstewardeß zu, und O'Shea brüllte noch lauter.
Auch Barbara schrie. Sie preßte ihre Hände auf die fahlen Wangen und verfolgte entsetzt, was die Schwarzblütler mit ihrem Freund machten.
»Mein Gott, sie bringen ihn um!« kreischte sie außer sich vor Angst. »Das dürft ihr nicht! Laßt ihn! Ihr dürft ihn nicht töten!«
Sie wußte nicht mehr, was sie tat, begriff nur, daß sie Gus beistehen mußte, daß er Hilfe brauchte. Mit ihren kleinen Fäusten schlug sie auf die beiden Teufel ein.
Ein dichter Tränenschleier hing vor ihren Augen. Sie sah nichts mehr, war bereit, auch zu sterben, wenn diese grausamen Bestien Gus

töteten.

Ein Stoß warf sie zurück. Die Männer und Frauen hielten sie fest, damit sie sich nicht noch einmal für O'Shea einsetzte.

»Laßt mich los!« schrie sie und versuchte sich freizukämpfen. »Laßt mich zu ihm! Ich muß Gus helfen!«

Doch zu viele Hände hielten sie. Man ließ sie nicht mehr zu Gus O'Shea, der in aller Augen ohnedies verloren war.

Schwer angeschlagen brach der Gangsterboß zusammen.

Mack und die Stewardeß rissen ihn wieder hoch und schleiften ihn die Stufen hinauf.

»Gus!« schrie Barbara Reddy herzzerreißend. »Ihr dürft ihn mir nicht nehmen! Wo bringt ihr ihn hin?«

Die beiden Teufel kümmerten sich nicht um das Mädchen. Sie verließen mit O'Shea das Erdloch, das Bambusgitter senkte sich wieder, und die Schrecklichen verschwanden im undurchdringlichen Nebel.

»Guuus!« schrie Barbara mit ersterbender Stimme. »Wenn ihr ihn tötet, dann laßt mich mit ihm sterben!«

Die vielen Hände ließen sie los.

Sie sank zu Boden, weinte haltlos und stieß immer wieder verzweifelt hervor: »Gus… o Gus… Er wollte mich heiraten… Ich sollte seine Frau werden… o Gus…«

***

Ich lehnte an der feuchtkalten Wand des Erdlochs, war eingesperrt mit neun fremden Menschen, deren Gesichter mir nur aus dem Flugzeug bekannt waren. Ich wußte nicht, ob Vicky Bonney noch lebte und was aus Mr. Silver geworden war.

Ein widerstandsfähiges Bambusgitter hinderte uns daran, das Erdloch zu verlassen. Sechs Männer und drei Frauen teilten mein Schicksal. Die Frauen weinten. Die Männer starrten ratlos vor sich hin.

Mir war klar, daß wir raus mußten, und es stand für mich fest, daß ich Vicky suchen würde, sobald wir frei waren.

Einer der Passagiere dachte wie ich. Er hatte mir seinen Namen genannt. Mel Wyman hieß er und war Trainer eines Fußballvereins der zweiten englischen Division.

Ein Mann, der wie ich bereit war, den Stier bei den Hörnern zu packen.

»Ich will hier nicht warten, bis etwas mit uns passiert, Mr. Ballard. Ich bin dafür, daß wir die Initiative ergreifen.«

»Einverstanden. Besitzen Sie ein Taschenmesser?«

»Ja.«

»Dann helfen Sie mir mal beim Gitter.«

Wyman zückte sein Messer und folgte mir.

Dort, wo sich die Bambusstäbe kreuzten, wurden sie von Lederriemen zusammengehalten, und diesen rückten wir mit unseren Messern zuleibe.

»Wenn ich das mal erzähle, wird man mich in eine Irrenanstalt stecken«, sagte Mel Wyman.

»Dann ist es wohl besser, wenn Sie's für sich behalten«, erwiderte ich und widmete mich bereits dem zweiten Bambuskreuz.

»Hoffentlich nützt es was, daß wir hier wie die Verrückten schneiden… Haben Sie eine Erklärung dafür, wieso sich die Stewardeß in ein Ungeheuer verwandeln konnte?«

Ich hätte Mel Wyman sehr viel erklären können, aber ich unterließ es, um ihn nicht zu verwirren. Zu vieles hätte ich ihm erzählen müssen, damit er begriff, was hier gespielt wurde.

Ich weiß nicht, wie viele Minuten vergingen, bis wir den ersten armdicken Bambusstab abnehmen konnten. Wyman grinste breit.

»Wir befinden uns auf Erfolgskurs, Mr. Ballard.«

»Das wäre uns zu wünschen«, gab ich zurück und säbelte weiter.

Plötzlich hörten wir ein Mädchen verzweifelt schreien. Ich vernahm den Namen Gus und wußte, wer gemeint war. Sofort hatte ich sein Gesicht vor mir. Es war der Mann mit dem gebrochenen Nasenbein.

Das Mädchen schrie herzzerreißend. Der Nebel dämpfte ihre Stimme, aber von diesem Moment an war mir klar, daß es außer uns auch noch andere Überlebende gab.

Vielleicht waren sie genauso eingesperrt worden wie wir. Eine Menge Arbeit wartete auf mich. Wenn es uns gelang, hier herauszukommen, mußten wir versuchen, die restlichen 65 Passagiere zu befreien.

Gab es mehr von diesen Erdlöchern?

In welchem war Vicky Bonney untergebracht? Wo befand sich Mr. Silver? Wie wurde er festgehalten? Bei ihm war das nicht so einfach wie bei uns, aber wenn man ihm starke magische Fesseln anlegte, war auch er außer Gefecht gesetzt.

Die Ungewißheit nagte an meinen Nerven. Hinzu kam, daß wir uns beeilen mußten, denn für mich stand fest, daß man uns nicht allzulange in Ruhe lassen würde.

Wahrscheinlich würde man sich schon bald um uns kümmern. Zu diesem Zeitpunkt sollten wir uns nicht mehr in diesem Erdloch befinden.

Wyman arbeitete fleißig. Er stellte keine Fragen mehr, dachte wohl, ich könnte mir auf all das genausowenig einen Reim machen wie er.

Ich ließ ihn in dem Glauben. Bald waren wir soweit, daß wir die zweite Stange abnehmen konnten.

»Noch einmal dasselbe, dann winkt uns die Freiheit«, stellte Mel Wyman fest.

Doch wir sollten uns der dritten Bambusstange nicht mehr ungestört

widmen können. Aus dem Nebel drangen Schritte.
»Da kommt jemand!« stieß Wyman aufgeregt hervor und klappte sein Taschenmesser zu.
»Weg vom Gitter!« zischte ich. »Schnell!«
»Sie werden merken, was wir getan haben.«
»Das läßt sich nun nicht mehr vermeiden«, entgegnete ich, packte Wyman und riß ihn mit mir über die Stufen zu unseren Mitgefangenen hinunter.
Auch ich steckte mein Taschenmesser ein, und oben spie der Nebel zwei Fratzen aus. Blutrot waren sie, und ein grausamer Ausdruck befand sich in ihren Augen.
Sie blieben vor dem Gitter stehen und sahen sich an, was wir getan hatten. Dann hob sich der Bambusraster, und die beiden Teufel traten ein.
Die Spannung knisterte. Uns war allen klar, daß nun etwas passieren würde. Vielleicht kamen die Schwarzblütler, um uns zu töten.
Sie stiegen die Stufen herunter und blieben drei Schritte von uns entfernt stehen. Dann musterten sie uns, als hätten sie die Absicht, eine Auswahl zu treffen.
Bestimmt wünschten sich einige von uns, der Boden möge sich auf tun und sie verschlingen, doch das geschah nicht.
Eines der beiden Wesen wies auf Mel Wyman. »Du! Mitkommen!«
Der Trainer zuckte wie unter einem Peitschenschlag zusammen. Hilfesuchend blickte er sich um. Seine Augen blieben an mir hängen.
»Komm!« schnarrte der Schwarzblütler ungeduldig.
»Wohin? Was habt ihr mit mir vor?« fragte Wyman aufgewühlt.
»Ytanga will dich. Er will deine Seele.«
Wyman schüttelte heftig den Kopf. »Macht, was ihr wollt. Freiwillig gehe ich nicht mit euch!«
Er holte sein Messer aus der Tasche und klappte die Klinge auf. Dann ging er in Abwehrstellung.
»Der erste, der mir zu nahe kommt, kriegt mein Messer zwischen die Rippen!« fauchte der Coach. »Ich glaube nicht, daß ihr das überlebt!«
Ehe sich die beiden Teufel auf Wyman stürzten, trat ich vor. »Nehmt mich an seiner Stelle!«
Doch sie hatten sich entschieden. »Du kommst später dran«, schnarrten sie, und dann beförderten sie mich mit einem harten Stoß zurück.
Ich fiel gegen drei, vier Körper. Man verhinderte, daß ich stürzte. Hilfreiche, zitternde Hände stützten mich, und dann griffen die Schwarzblütler den Trainer an.
Er machte seine Drohung wahr. Ich sah die blinkende Klinge vorzucken. Der Stahl drang in die Brust des einen Teufels. Ein Mensch wäre tödlich verletzt zusammengebrochen, aber der Schwarzblütler

zeigte nicht die geringste Wirkung. Sein Faustschlag ließ Mel Wyman aufbrüllen.
Der Coach fiel gegen die Wand.
Sein Messer steckte immer noch in der Brust des Teufels. Jetzt riß dieser es heraus und schleuderte es achtlos hinter sich.
Dann fielen die Höllenwesen über Wyman her, verletzten ihn mit ihren scharfen Krallen und schleppten ihn fort.
Doch ich ließ ihnen den Mann nicht. Mit einem gewöhnlichen Messer konnte man diesen Wesen nichts anhaben, das wäre mir auch klar gewesen, wenn es Mel Wyman nicht vorgezeigt hätte.
Aber ich besaß auch andere Waffen!
Zum Beispiel drei magische Wurfsterne, die mir der Parapsychologe Professor Haie geschenkt hatte. Sie bestanden aus purem Silber und bildeten einen Drudenfuß, dessen Zacken dornenspitz waren.
Mit diesen geweihten Silbersternen mußte ich gegen die Schwarzblütler etwas ausrichten können!
Sie erreichten mit Mel Wyman die erste Stufe, und ich holte den ersten Stern aus meiner Jackettasche. Ich hatte mit diesen Dingern viel trainiert und es in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer zufriedenstellenden Zielsicherheit gebracht.
Zu so einer Meisterschaft wie der Chinese Chao Kai - Bernard Haies Lieblingsschüler und mein Freund - hatte ich es noch nicht gebracht.
Chao Kai war um einiges schneller und warf auch besser als ich. Egal, ich hatte nicht vor, ihn zum Wettkampf herauszufordern.
Ich schleuderte den magischen Wurfstern aus dem Handgelenk, verlieh ihm den richtigen Drall, und er sauste auf einen der beiden Teufel zu.
Jetzt bohrte sich das geweihte Silber in das Genick des Schwarzblütlers. Er brach sofort zusammen, und Mel Wyman auch, weil er nur noch von einem Teufel gehalten wurde.
Die Haut des Schwarzblütlers, den ich niedergestreckt hatte, bekam einen merkwürdigen Glanz, und innerhalb weniger Augenblicke wurde der Unhold zu einer dampfenden, gallertartigen Masse.
Wyman sah das und reagierte sofort. Er riß sich, auf dem Boden liegend, los und schnellte sich zurück.
Mittlerweile hielt ich den zweiten Wurfstern zwischen meinen Fingern. Der Schwarzblütler war konfus. Sein Höllenkomplize lag vernichtet auf dem Boden und verdampfte langsam.
Ihm war es unbegreiflich, daß das möglich war. Er hatte die Menschen in diesem Gefängnis für wehrlos gehalten, und nun wurde er mit diesem Schock konfrontiert.
Er schien nicht zu wissen, wie er reagieren sollte. Wer den magischen Stern geschleudert hatte, wußte er in dem Augenblick, wo er den nächsten Drudenfuß in meiner Hand sah.

Sollte er angreifen oder fliehen? Noch schwankte er, aber dann wirbelte er herum und jagte die Stufen hinauf.

Niemand von uns wußte, wie viele von diesen Schwarzblütlern es gab. Aber wir konnten davon ausgehen, daß es mehr als nur diese beiden waren. Deshalb durfte dem zweiten Teufel die Flucht nicht gelingen, sonst kam er mit Verstärkung zurück.

»Ballard!« schrie Mel Wyman, daß ihm der Speichel aus den Mund spritzte. »Um Himmels willen, machen Sie ihn fertig! Worauf warten Sie?«

Ich ließ mich weder drängen noch ablenken, sondern konzentrierte mich auf den Wurf. Ich ließ mir Zeit, aber nicht zuviel.

Als das silberne Pentagramm lossauste, wußte ich, daß es treffen würde, und es holte den roten Teufel auf der letzten Stufe ein.

Er bog seinen Körper vor, während er mit den Händen nach hinten griff, dorthin, wo der Silberstern steckte, und dann stürzte er die Stufen herunter und zerging genauso wie sein Komplize.

Ich holte mir die Wurfsterne wieder, wischte das gallertartige Zeug an der Kleidung der Schwarzblütler ab und wurde von meinen »Mithäftlingen« als großer Sieger gefeiert.

Aber ich machte mir nichts vor. Ich hatte nur einen Teilsieg errungen. Wahrscheinlich würde es erst richtig rundgehen, wenn wir dieses Erdloch verließen.

***

Gus O'Shea hatte entsetzliche Schmerzen.

Die, roten Teufel schleppten ihn mit sich durch den Nebel, die Stewardeß und der Copilot, von denen das Böse Besitz ergriffen hatte. Es gibt verschiedene Arten von Besessenheit.

Jene, die auf Helen Thomas und Daniel Mack zutraf, war die höchste Stufe. Diese beiden Menschen waren an die schwarze Macht verloren, das konnte mit keiner Teufelsaustreibung mehr rückgängig gemacht werden. Das Böse hatte sogar die Farbe ihres Blutes verändert, so daß sie nun zum großen Heer der Schwarzblütler gehörten.

Und Ytanga war ihr Herr und Gebieter!

Zu ihm schleiften sie den Gangsterboß. Gus O'Shea sollte den Seelenfresser als erster sehen.

Der Nebel zerfaserte, aber der Boden wurde nicht sichtbar. Er lag weiterhin unter kriechenden, grauen Schwaden. Halb ohnmächtig vor Schmerz begriff Gus O'Shea, daß er hier vor seinem Tod alle seine Sunden abbüßte.

Er hatte viele Verbrechen verübt, geraubt, gestohlen, erpreßt, getötet, und er sagte sich, daß ihm dafür nun die Rechnung präsentiert wurde.

Er wußte, daß ihm der Tod gewiß war, aber er hoffte, daß Barbara

dieses grausame Schicksal erspart blieb.

Er sah weitere Schwarzblütler. Reglos standen sie Spalier, und er erkannte in ihren schwarzen Augen den Wunsch, ihn sterben zu sehen.

Doch keiner von ihnen würde ihn töten.

Ytanga würde es sein!

Sie brachten ihn zu einem Abgrund, aus dem stinkende Dämpfe stiegen. Dort ließen sie ihn los und traten zurück.

Er lag auf dem Boden, und heftige Krämpfe schüttelten ihn. Mack und die Stewardeß entfernten sich weiter von ihm, und dann hörte er die roten Teufel den Namen ihres dämonischen Gebieters rufen: »Y-T-A-N-G-A-!«

***

Rita Laven weinte wieder, doch diesmal war der Grund ein anderer.

George, ihr Mann, hielt sie in seinen Armen und redete ihr zu, sich zu beruhigen.

Jetzt erst, in diesem Augenblick des Grauens, erkannte er, daß er Rita immer noch liebte. Das war nicht bloß. Gewohnheit, nein, das war echte, tiefe Liebe.

Endlich besann sich George Laven der wahren Werte des Lebens, aber kam seine Einsicht nicht zu spät?

Es war ihm nicht mehr wichtig, sich selbst zu bestätigen, indem er mit zwei Frauen gleichzeitig intim war. Sein Ausbruchsversuch kam ihm mit einemmal lächerlich vor, und es zählte für ihn auf einmal viel mehr, mit einem Menschen zusammen zu sein, den er seit einem Vierteljahrhundert kannte.

Diesen Platz hätte die andere, die Junge, nie ausfüllen können, weil ihr noch die Reife, das Verständnis fehlten.

George Laven drückte seine zitternde, weinende Frau fest an sich und streichelte sie zärtlich.

»O Rita, ich begreife endlich, was für ein Scheusal ich bin, was ich dir antun wollte. Bitte verzeih mir, wenn du kannst. Es war verrückt von mir, mir einzureden, ich könnte mit einer anderen glücklicher werden. Ich weiß nun, wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich dich brauche. Ich will von diesem jungen Mädchen nichts mehr wissen, denn wir beide passen und gehören zusammen. Du hast einen Esel zum Mann, der lange Zeit nicht begriff, worum es im Leben geht, was wirklich zählt.«

Sie hörte auf zu weinen und hätte sich am liebsten in ihm verkrochen. »Warum jetzt erst, George?« flüsterte sie traurig.

»Manchmal braucht der Mensch erst einen Schlag mit dem Hammer auf den Kopf, damit er wieder vernünftig denken kann.«

»Ich hoffte so sehr, daß du zur Einsicht kommst…«

»Du meinst, nun nützt sie nichts mehr?«

»Ich weiß es nicht, George. Ich glaube, daß wir das hier nicht überleben werden.«

»Du mußt dir ganz fest einreden, daß wir es schaffen, Rita. Du bist nicht allein. Wenn es sein muß, gebe ich mein Leben für dich.«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Das will ich nicht. Wenn du stirbst, möchte ich mit dir in den Tod gehen.«

»Noch leben wir«, sagte George Laven, »und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir gerettet werden. Sollten wir hier heil rauskommen, verspreche ich dir, mich grundlegend zu ändern. Wir fangen nach unseren ersten fünfundzwanzig Jahren noch mal von vorn an.«

Er wischte ihr die Tränen aus den Augen.

»Es war doch kein Fehler, dich zu heiraten«, hauchte sie.

»Ich bereue es auch nicht, dich zur Frau genommen zu haben. Sei nicht mehr traurig. Hab keine Angst mehr. Wir werden überleben. Ich weiß es. Ich bin felsenfest davon überzeugt.«

***

Die drei Männer, die sich durch das Londoner Verkehrsgewühl kämpften, sahen aus wie Menschen, waren jedoch keine, aber sie hatten sich an ihre Umgebung angepaßt und trugen Namen wie Daryl Crenna, Mason Marchand und Brian Colley.

Sie stammten aus der Welt des Guten, und dort hießen sie Pakka-dee, Fystanat und Thar-pex. Es lag schon einige Zeit zurück, da hatte Pakka-dee beschlossen, die Welt des Guten zu verlassen und sich auf der Erde nützlich zu machen, denn der blaue Planet war mehr und mehr zur Zielscheibe schwarzer Attacken geworden, und dem wollte Pakka-dee entgegentreten.

Er sah es als seine Lebensaufgabe an, sich der schwarzen Macht entgegenzustellen, wo er konnte. Deshalb ließ er sich in London nieder und gründete den »Weißen Kreis«, eine Vereinigung Gleichgesinnter, die wie er entschlossen waren, das Böse mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen - und diese Mittel waren beachtlich.

Pakka-dee, Fystanat und Thar-pex stellten mit dem Hexenhenker Anthony Ballard den harten Kern des »Weißen Kreises« dar, doch die Vereinigung war für alle offen, denen das Böse ein Dorn im Auge war, und es gab bereits zahlreiche Sympathisanten, die sich zwar selbst zu schwach fühlten, um gegen die Hölle zu kämpfen, den »Weißen Kreis« jedoch laufend mit Informationen versorgten.

Doch die Mitglieder des »Weißen Kreises« waren auf solche Informationen - wenngleich sie ihnen stets willkommen waren - nicht angewiesen, denn im Keller ihres Hauses befand sich Yuums Auge, das ihnen ständig neue schwarzmagische Attacken zeigte.

Leider war das Auge des Weisen aus der Unendlichkeit kein

Frühwarnsystem, sondern es zeigte Geschehnisse in dem Moment, wenn sie passierten.

Deshalb konnten die Mitglieder des »Weißen Kreises« niemals vorzeitig aktiv werden.

Die letzten Tage waren für sie sehr hektisch gewesen.

Anthony Ballard hatte Jagd auf eine gefährliche Hexe gemacht. Durch halb Schottland hatte er die Teufelsbraut verfolgt und wäre dabei um ein Haar in eine Falle des Satans geraten.

Daryl Crenna alias Pakka-dee und Fystanat alias Mason Marchand hatten alle Hände voll damit zu tun gehabt, eine Ghoulbrut in Frankreich auszurotten, und Brian Colley alias Thar-pex hatte tagelang in Ungarn wegen eines grausamen Werwolfs auf der Lauer gelegen, ehe es ihm gelang, die Bestie zur Strecke zu bringen.

Kaum zurück, zeigte ihnen Yuums Auge eine Dämonenaktivität auf dem Heathrow Airport.

Während der Hexenhenker zu Hause die Stellung hielt, rasten die Männer aus der Welt des Guten ihrem neuen Einsatzgebiet entgegen.

Durch Yuums Auge hatten sie erfahren, daß die Verkehrsmaschine der Fluggesellschaft BEA nicht nur in diesen Wolkenblock eingetaucht, sondern durch einen schwarzen Schacht in eine andere Dimension gestürzt war.

Ein Stau zwang Pakka-dee, anzuhalten. »Auch das noch«, knurrte er und trommelte mit den Fingern nervös auf das Lenkrad.

»Versuch den Stau zu umfahren«, sagte Fystanat, der neben ihm saß.

»Denkst du, auf diese glorreiche Idee wäre ich nicht selbst gekommen? Hier geht das nicht. Ich muß auf dieser Straße bleiben.«

»Deshalb brauchst du mich ja nicht gleich zu fressen.«

»Entschuldige«, brummte Pakka-dee.

»Wir sollten uns einen Helikopter zulegen«, bemerkte Thar-pex im Fond des Wagens. Blond und blauäugig wie ein Germane sah er aus.

»Und woher nehmen wir das Geld?« erkundigte sich Pakka-dee. »Tucker Peckinpah hat den Hahn zugedreht, die Spenden unserer Sympathisanten sind zwar beachtlich, reichen jedoch für so eine große Anschaffung nicht, und Hosenknöpfe wurden als Zahlungsmittel noch nicht eingeführt.«

»Vielleicht solltest du mal mit Vicky Bonney reden. Sie ist eine erfolgreiche Schriftstellerin…«

»Sie unterstützt uns schon großzügig genug. Wir können von ihr nicht verlangen, daß sie uns auch noch einen Helikopter kauft, das wäre unverschämt.«

»Finde ich nicht«, widersprach Thar-pex. »Schließlich wüßte sie, wofür sie ihr gutes Geld gibt. Es gibt nichts, was sie nicht tun würde, damit alle ihre Freunde so gut wie möglich gerüstet sind.«

»Na schön«, seufzte Pakka-dee. »Vielleicht lasse ich bei Gelegenheit

mal eine Bemerkung fallen.«

Die Autoschlange schleppte sich weiter. Mit einem Hubschrauber hätten sie die Strecke in einem Viertel der Zeit zurückgelegt.

Endlich erreichen sie den Heathrow Airport. Das Nebelphänomen hatte bereits das Interesse zahlreicher Menschen geweckt.

Pakka-dee und seine Freunde gliederten sich jedoch nicht in die Reihen der Schaulustigen ein. Ihr Ziel war der milchig-trübe Wolkenziegel.

Dort mußten sie hinein!

***

Arnold Waite befand sich wieder draußen bei Piste sieben. David Scott, Milt Casey und Frank Body waren bei ihm, und weitere Männer von der Pistensicherung hatten rings um den Wolkenblock Posten bezogen.

Sie standen über Funk miteinander in Verbindung und sollten Scott unverzüglich melden, wenn sich an dem Nebel irgend etwas veränderte.

Waite glaubte schon nicht mehr an eine solche Veränderung. Es hatte für ihn den Anschein, als würde diese Gespensterwolke nie mehr weggehen.

Es stand ihm nicht zu, die Verantwortung für das zu übernehmen, was hier passierte, und er war auch nicht versessen darauf, dafür seinen Kopf hinzuhalten, deshalb setzte er sich mit der Flughafenleitung in Verbindung.

Im Geländewagen sitzend, sprach er mit einem der Direktoren.

»Ist der Nebel radioaktiv?« wollte der Direktor wissen.

»Nein, Sir, aber prall gefüllt mit Energie.«

»Elektrizität?«

»Ich glaube ja, Sir.«

»Und die Maschine befindet sich da drinnen?«

»Leider ja.«

»Dann schicken Sie ein paar Leute hinein, die die Passagiere und die Besatzung herausholen.«

»Das ist nicht möglich, Sir. Niemand kann in diesen seltsamen Nebel eindringen. David Scott, der Leiter der Pistensicherung, hat es versucht. Er hätte dabei fast sein Leben verloren, erhielt einen schweren elektrischen Schlag, der ihm für eine Weile die Besinnung raubte.«

»Irgend etwas muß aber doch geschehen. Die Menschen, die sich in dieser Wolke befinden, erwarten von uns, daß wir ihnen helfen.«

»Man müßte die Energie irgendwie ableiten, Sir«, sagte Arnold Waite. »Ich weiß jedoch nicht, wie man so etwas bewerkstelligen könnte.«

»Hm…« Pause. Der Direktor dachte nach. »Vielleicht weiß uns der

Leiter der physikalischen Lehr- und Versuchsanstalt einen Rat. Ich rufe ihn sofort an.«

»Bitten Sie ihn, zu uns zu kommen. Er soll sich den Nebel aus der Nähe ansehen. Ich hoffe, daß die Wolke in dem Augenblick in sich zusammenfällt, in dem die Energie abgeleitet wird. Dann werden wir das Flugzeug sehen und den Menschen helfen können, die sich darin befinden.«

»Meine Güte, wird das wieder ein Fressen für die Presse.«

»Können Sie keine Nachrichtensperre erwirken?«

»Das glaube ich kaum. Wir sind hier nicht in Rußland.« Der Direktor schien das in diesem Augenblick zu bedauern.

***

Die dämonischen Feinde hatten es sogar geschafft, Mr. Silver unschädlich zu machen. Er war kurze Zeit irritiert gewesen, als er aufsprang, um die Teufelsstewardeß anzugreifen.

Die Maschine schien im selben Moment zu explodieren, und auch auf den Hünen wirkten diese ungeheuren Kräfte ein.

Er sah nichts, nur dieses blendende Gleißen, und ehe er seine Abwehrmagie aktivieren konnte, wurde er von vielen Gegnern überwältigt, und nun lag er hier auf dem Boden und war gefangen.

Er befand sich allein in einem großen Erdloch. Man hatte vier dicke Pflöcke in den Boden geschlagen und ihn mit magischen Fesseln daran festgebunden.

Ausgespannt zu einem großen X lag der Ex-Dämon da. Man hatte ihn nicht eingesperrt und bewachte ihn nicht.

Seine Feinde wußten, daß er ihnen nicht abhanden kommen konnte, denn die Fesseln schwächten ihn und ließen es nicht zu, das er sie mit seiner Abwehrmagie sprengte.

Es war ihm auch nicht möglich, sie mit seinem Feuerblick in Brand zu setzen, und nach einem ersten kräfteraubenden Versuch hatte er es aufgegeben, sich mit Hilfe des Elektroplasmas zu verdoppeln.

Was immer er unternahm, um freizukommen, es fruchtete nicht, und das machte ihn wütend. Er wußte nicht, wie es Vicky Bonney und Tony Ballard ging, wo sie sich befanden, ob sie Hilfe brauchten.

Mit seiner Hilfe konnten sie leider nicht rechnen. Er hatte selbst Hilfe nötig. Verzweifelt versuchte er, neue Kräfte zu sammeln, doch die andere Magie störte seine Konzentration, und ohne diese war es ihm unmöglich, stärker zu werden als die Kraft, die ihn gefangen hielt.

Silberner Schweiß glänzte auf seiner Stirn, und sein Herz war voller Haß gegen die, die ihm das angetan hatten.

Er würde sich gnadenlos rächen, sowie er wieder frei war. *Wenn* er noch einmal freikam.

Er hatte vorhin Barbara Reddy markerschütternd schreien gehört,

und er verdammte all jene, die dafür gesorgt hatten, daß er nicht helfen konnte.

Er war ein starker, erfahrener, unerschrockener Kämpfer, und es war nicht leicht, ihn zu bezwingen, doch diesmal zeigte sich wieder, daß er nicht unbesiegbar war.

Auch er hatte seine Grenzen, und die wurden ihm von den roten Teufeln aufgezeigt.

***

Arnold Waite stieg aus dem Geländewagen und schüttelte zornig und ungläubig den Kopf. »Nun sieh dir die an«, sagte er zu David *Scott*. »Wie kamen die denn durch die Absperrung? Das darf doch wohl nicht wahr sein. Spazieren hier frisch-fröhlich über die Flugfelder, als wären sie im Hyde Park. Wenn das noch ein paar Leute nachmachen, gerät hier alles außer Kontrolle.«

Gereizt ging Waite den drei Männern entgegen, deren Ziel der Wolkenblock auf Piste sieben war. Er hielt sie für Reporter, obwohl sie weder Filmkameras noch Fotoapparate trugen.

Arnold Waite hob die Hände. »Stopp, Leute! Unbefugte haben hier nichts zu suchen! Wir haben schon ohne euch genug Probleme am Hals! Ihr macht sofort wieder kehrt und laßt euch hier nicht mehr blicken, sonst sorge ich dafür, daß sich die Polizei um euch kümmert!«

»Wir wissen von Ihren Problemen«, erwiderte Pakka-dee. »Mein Name ist Daryl Crenna. Das sind meine Freunde Mason Marchand und Brian Colley. Uns ist bekannt, daß Sie Hilfe brauchen. Wir können helfen.«

Waite musterte sie ungläubig. David Scott trat neben ihn.

»Ach nein«, sagte Arnold Waite mit schmalen Augen. »Und auf welche Weise können Sie uns helfen?«

»Indem wir in diesen Nebel hineingehen und alles wieder ins Lot bringen«, antwortete Crenna überzeugt.

»Da kann niemand rein«, behauptete Scott. »Ich hab's versucht.«

»Wir schaffen es.«

»Euer Glück, daß wir eure Hilfe nicht annehmen«, entgegnete Arnold Waite. »Ihr ahnt nicht, was wir euch damit ersparen.«

»Und Sie ahnen nicht, was Sie mit Ihrer sturen Haltung heraufbeschwören!« sagte Daryl Crenna scharf.

»Schlimmer kann es ja wohl kaum noch kommen«, versetzte Waite. »Ich könnte Ihnen jetzt schon Schwierigkeiten machen, weil Sie hier draußen nichts zu suchen haben, aber ich will Ihnen das mal nachsehen, weil ich Ihre Hilfsbereitschaft zu schätzen weiß, doch nun sollten Sie uns nicht länger von unserer Arbeit abhalten.«

»Von welcher Arbeit denn?« fragte Daryl Crenna aggressiv. »Sie und Ihre Kollegen stehen ja doch nur ratlos hier herum, während wir

gegen dieses gefährliche Phänomen etwas unternehmen können.«

»Sie wissen nicht, daß Sie sich überschätzen, Mr. Crenna.«

»Das Gegenteil ist der Fall. Sie unterschätzen uns, und nun lassen Sie uns weitergehen. Jede Minute ist kostbar. Es wurde ohnedies schon viel zuviel Zeit vertrödelt.«

»Treiben Sie's nicht auf die Spitze, Crenna!« zischte Arnold Waite. »Meine Geduld ist gleich zu Ende. Mr. Scott, der Leiter der Pistensicherung, ist ermächtigt, Sie und Ihre Begleiter festzusetzen, wenn Sie nicht auf der Stelle verschwinden!«

Thar-pex wurde die Sache zu bunt.

Er handelte.

Da er in der Lage war, sich mit Lichtgeschwindigkeit zu bewegen, stand er auf einmal nicht mehr neben Fystanat und Pakka-dee.

Und bei der Nebelwand schrie Milt Casey: »He, was wollen Sie hier? Machen Sie, daß Sie wegkommen!«

Arnold Waite warf einen irritierten Blick über die Schulter. »Verdammt noch mal, wie kommt der denn auf einmal dorthin? Colley! Mr. Colley! Kommen Sie sofort zurück!«

Doch Thar-pex dachte nicht daran, zu gehorchen. Er war schließlich nicht hier, um sich von einem unwissenden Menschen von seinem Einsatz abhalten zu lassen.

Auch David Scott begriff nicht, daß Brian Colley auf einmal vor der Nebelwand stand. Er hatte ihn hier nicht weggehen sehen. Daryl Crenna und Mason Marchand vermochten sich nicht so schnell zu bewegen wie ihr Freund. Sie nützten die allgemeine Verwirrung und gingen an Arnold Waite und David Scott vorbei.

»Halt!« schrie Waite, als er das bemerkte. »Bleiben Sie stehen! Verflucht noch mal, wollen Sie in Ihr Verderben rennen?«

Die Männer aus der Welt des Guten kümmerten sich nicht um ihn. Dadurch war Waite so perplex, daß er vergaß, ihnen nachzulaufen.

Als er es dann doch tat, hatten auch Daryl Crenna und Mason Marchand den Wolkenblock erreicht.

»Milt! Frank!« rief David Scott. »Haltet sie zurück!«

Casey und Boyd wollten die Anweisung ihres Vorgesetzten befolgen, doch bevor sie die Männer aus der Welt des Guten erreichten, taten diese den entscheidenden Schritt.

Scott, der am eigenen Leib zu spüren bekommen hatte, was das für Folgen hatte, stockte der Atem. Er rechnete mit knisternden Blitzen, die diese verrückten Kerle zurückschleudern würden, wie es ihm passiert war.

Es knisterte auch sofort, aber die Nebelwand vermochte die drei Männer nicht aufzuhalten. Innerhalb eines Sekundenbruchteils wurden Pakka-dee, Fystant und Thar-pex vom Nebel verschluckt.

»Das ist doch…«, stammelte David Scott. »Das gibt es nicht. Man

kann da nicht hineingehen.«

»Vielleicht kann man es jetzt schon«, bemerkte Arnold Waite. »Kann sein, daß die Elektrizität abgenommen hat. Jemand muß diese Irren zurückholen!«

Scott schüttelte den Kopf. »Ich wage mich nicht mehr an diesen Nebel, und ich würde es auch keinem anderen raten.«

»Sollen diese drei Männer dort drinnen umkommen?«

»Also ich bin davon überzeugt, daß wir sie nicht wiedersehen. Du weißt, was für schreckliche Gestalten ich in diesem Höllennebel gesehen habe.«

»Ich hole die Männer heraus. Wenn mir nichts zustößt, können alle in den Nebel gehen und sich um das Flugzeug und die darin befindlichen Menschen kümmern. David, ich sehe endlich einen Silberstreifen am Horizont.«

Der Leiter der Pistensicherung schüttelte den Kopf. »Tu's nicht, Arnold. Das geht nicht gut.«

»Was die drei Typen können, kann ich auch«, sagte Arnold Waite und schritt entschlossen auf die Nebelwand zu, doch ihn ließ sie nicht eindringen.

Ihm widerfuhr das gleiche wie David Scott. Der Blitz traf ihn mit ungeheurer Wucht. Er brüllte auf und flog zurück, überschlug sich zweimal und blieb bewußtlos liegen, und jeder, der ihn jetzt angefaßt hätte, hätte ebenfalls einen schmerzhaften Schlag bekommen.

***

Die roten Teufel hatten ihre Gefangenen in sieben Gruppen aufgeteilt und diese in sieben Erdlöcher untergebracht. Nur Mr. Silver hatten sie separiert, denn der war gefährlich. In allen anderen sahen die Schwarzblütler lediglich Futter.

Futter für Ytanga, den gefräßigen Dämon!

Vicky Bonney und der Pilot Randolph Brian gehörten derselben Gefangenengruppe an. Der Flugkapitän machte sich schwere Vorwürfe, daß er nicht den Versuch unternommen hatte, Daniel Mack zu überwältigen.

»Es wäre Ihnen nicht gelungen«, sagte Vicky Bonney, die die Geschichte bereits kannte. »Sie hätten mit Sicherheit Ihr Leben verloren.«

»So wie John Fosse, der Navigator«, knurrte Randolph Brian. »Aber der braucht sich - wo immer er jetzt sein mag - nicht als Feigling zu fühlen.«

»Tun Sie das?«

»Allerdings.«

»Wenn jemand nicht die geringste Chance hat, sein Leben aber doch aufs Spiel setzt, hat das in meinen Augen nichts mit Mut zu tun,

sondern er ist verrückt.«
»So sehen Sie das?«
»Anders kann man es nicht sehen«, erwiderte die Schriftstellerin.
»Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht griff ich Mack nicht an, weil ich meiner Tochter gegenüber eine Verpflichtung habe. Die Verpflichtung, für sie da zu sein, so lange sie mich braucht.«
»Wie alt ist sie?«
»Siebzehn. Heute hat sie Geburtstag, und vielleicht wird man ihr schon bald sagen, daß sie zur Vollwaise geworden ist, daß sie ganz allein in der Welt steht.«
»Haben Sie Mut«, sagte Vicky Bonney. »Noch sind wir nicht verloren.«
»Wenn ich das alles - was ich sowieso nicht begreifen kann - richtig mitbekommen habe, sollen wir einem Dämon namens Ytanga geopfert werden. Mack sagte so etwas wie: ›Ytanga braucht Kraft. Durch euch wird er sie bekommen.‹«
»Ytanga«, sagte Vicky Bonney nachdenklich. »Diesen Namen habe ich noch nie gehört.«
Der Pilot lächelte dünn. »Kennen Sie denn so viele Dämonen?«
»Einige.«
»Sie wollen mich auf den Arm nehmen, aber dies ist weder der richtige Ort noch die richtige Zeit dafür. Dämonen…« Er schüttelte den Kopf.
»Es gibt eben mehr, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Sie haben erlebt, was aus Ihrem Copiloten wurde und wie grausam er den Navigator getötet hat. Sollte Sie dieser Beweis nicht offener für Dinge gemacht haben, die Sie nicht begreifen können, die es aber doch gibt? Die Menschheit wird permanent vom Bösen bedroht. Die schwarze Macht würde unsere Welt gern beherrschen. Auch andere Welten versucht sie sich Untertan zu machen. Sie ist ständig bestrebt, ihren Machtbereich auszuweiten, und die Gefahren, mit denen sie auftritt, haben die vielfältigsten Gesichter. Auch in anderen Dimensionen gibt es Lebewesen, die sich vom Bösen nicht unterjochen lassen wollen, doch diejenigen, die nicht unermüdlich dagegen ankämpfen, werden eines Tages eine Beute der Hölle.«
Der Pilot musterte Vicky Bonney verblüfft. »Sie sagen das alles dermaßen überzeugt, als ob es keinen Zweifel daran gibt, daß es richtig ist.«
Vicky Bonney erteilte Randolph Brian weiter Unterricht in Höllenkunde. Sie spannte einen weiten Bogen, damit der Kapitän erkennen konnte, wie vielschichtig das Böse war - und wie tückisch gefährlich.
Geschickt unterhöhlte sie Randolph Brians Zweifel, und als sie merkte, daß er anfing ihr zu glauben, sprach sie von den Personen, die

ihr Leben dem Kampf gegen die Ausgeburten der Hölle geweiht hatten.

Sie erwähnte Tony Ballard und Mr. Silver, die mit ihr in der Maschine gewesen waren und in die sie jetzt große Hoffnungen setzte.

»Meine Freunde werden mich nicht im Stich lassen«, sagte das blonde Mädchen überzeugt. »Sie werden mich suchen und finden. Sie werden uns alle befreien und vielleicht auch die roten Teufel und ihren Herrn Ytanga vernichten.«

»Sagen Sie mal, dieser Mr. Silver… das ist wirklich ein ehemaliger Dämon?« fragte der Pilot völlig verwirrt.

Vicky nickte. »Er schwor dem Bösen ab, war nicht mehr bereit, die Gesetze der Hölle zu befolgen. Er wurde gnadenlos gejagt und schließlich gefangen. Er sollte sterben, doch Tony Ballard rettete ihm das Leben. Seitdem sind die beiden unzertrennliche Freunde, die der schwarzen Macht schon zu vielen Niederlagen verholfen haben.«

»Wissen Sie, wie ich mich fühle? Als hätte mir jemand eins mit einem Sandsack übergezogen. Ganz dumpf ist es in meinem Schädel, und was Sie mir alles erzählt haben, übersteigt bei weitem mein Fassungsvermögen, aber ich bin bereit, Ihnen zu glauben. Ich *muß* Ihnen glauben, nach all dem, was ich erlebt habe und gerade erlebe.«

Randolph Brian wandte sieh um.

Die meisten Gefangenen saßen auf dem feuchtkalten Boden und starrten apathisch vor sich hin. Einige standen reglos wie Salzsäulen da.

»Wir sollten versuchen, hier rauszukommen«, bemerkte der Pilot. »Es wäre meiner Ansicht nach falsch, wenn wir uns zu sehr auf Tony Ballard und Mr. Silver verlassen würden. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott - heißt es.«

»Unser Nachteil ist, daß wir keine Waffen haben - und daß wir nicht wissen, wie viele rote Teufel es gibt.«

»Garantiert sind es mehr als Daniel Mack und Helen Thomas«, brummte der Kapitän. »Verdammt, wenn mir einer in Rom gesagt hätte, ich würde zu einem Flug in die Hölle starten, hätte ich ihn ausgelacht - und nun bin ich tatsächlich hier.«

»Eine Rückkehr ist noch möglich«, sagte Vicky Bonney.

»Ich bin nur zu gern bereit, Ihnen das zu glauben«, erwiderte der Pilot. »Meine Tochter ist noch zu jung, um auf eigenen Füßen zu stehen. Nicht, daß sie das Leben ohne mich nicht meistern könnte, aber ich würde ihr noch gern eine Weile die Steine aus dem Weg räumen.«

»Das werden Sie…«

Vicky Bonney verstummte, denn zum vergitterten Eingang drangen Geräusche herein.

»Da kommt jemand!« sagte die Schriftstellerin schnell.

Randolph Brian ergriff diese Gelegenheit beim Schopf. Er wollte allen - und sich selbst - beweisen, daß er kein Feigling war.

Rasch lief er die flachen Stufen hinauf und versteckte sich neben dem Bambusgitter. Auf den ersten, der hier hereinkam, wollte er sich stürzen.

Vicky Bonney glaubte nicht, daß das eine glückliche Idee war, aber sie konnte jetzt nichts mehr verhindern, mußte den Dingen ihren Lauf lassen.

***

Die roten Teufel riefen Ytanga, und Gus O'Shea lag vor dem dampfenden Abgrund auf dem Boden. Heftige Schmerzwellen durchrasten ihn, und er fühlte sich schwach und seinem tödlichen Schicksal ausgeliefert.

An eine Flucht war nicht zu denken. Er hatte nicht einmal mehr die Kraft, sich zu erheben.

Sie riefen Ytanga, und der Dämon würde wohl bald erscheinen. O'Shea vermutete den Todfeind in jenem Höllenschlund, vor dem er lag.

Das Rufen der roten Teufel verstummte mit einemmal, und Gus O'Shea hob mühsam den Kopf. Drüben, auf der anderen Seite der Spalte, stand ein großes, kräftiges Wesen.

Ein roter Teufel, aber kräftiger als die anderen.

War das Ytanga?

»Du bist der erste, den wir unserem Herrn und Gebieter opfern«, sagte die Fratzengestalt. »Aber du wirst nicht der einzige sein, dessen Seele Ytanga verschlingt. Es werden alle sterben, die sich in unserer Gewalt befinden.«

Alle! durchzuckte es Gus O'Shea. Also auch Barbara! Bis zu diesem Augenblick hatte er gehofft, daß Barbara gerettet werden würde. Nun begriff er, daß es für niemanden eine Rettung gab. Auch nicht für das Mädchen, das er liebte.

»Wer… bist du?« fragte der Gangsterboß schleppend.

»Ich bin Tomo, der Dämonenknecht. Ich habe dafür gesorgt, daß ihr in dieser Dimension landet. Ich war in Rom und machte den Copiloten und die Stewardeß zu Ytangs Dienern, saß mit euch in der Maschine, um den Flug zu überwachen. Von dem Moment an, wo ihr euch in das Flugzeug begeben habt, war euer Weg vorgezeichnet, und nun seid ihr hier, weil ich es so wollte. Ytanga wird eure Seelen verschlingen. Das macht ihn stark, und seine Stärke strahlt auf uns ab. Wenn seine Kraft wächst, wächst auch die unsere.«

Es ist nicht Ytanga, geisterte es durch den Kopf des Gangsterbosses. Aber ist das noch wichtig?

»Deine Brüder haben mich geschlagen«, stöhnte O'Shea. »Kann es

damit nicht genug sein? Laßt mir mein Leben, Tomo. Ich bin bereit, dafür alles zu tun. Ich habe Einfluß auf die Londoner Unterwelt. Ich könnte euch bestimmt sehr nützlich sein. Wenn Ytanga Seelen haben will, bin ich bereit, sie ihm zu verschaffen. Er kann haben, soviel er will. Ich stelle ein paar zuverlässige Männer ab, die den Dämon laufend mit Menschen versorgen.«

»Wir beschaffen selbst, was Ytanga braucht. Wir brauchen deine Hilfe nicht!« erwiderte Tomo rauh.

»Ytanga brauchte nur auf zwei Seelen zu verzichten und würde dafür zehnmal, zwanzigmal, hundertmal soviel bekommen. Das wäre doch kein schlechter Handel für ihn.«

»Wieso zwei Seelen?« fragte Tomo.

»Barbara Reddy, meine Freundin, befindet sich auch in eurer Gewalt.«

Tomo nickte. »Sie wird gleich nach dir sterben!«

»Aber…«

Der Dämonenknecht breitete die Arme aus und rief mit lauter Stimme den Namen seines Herrn.

Bewegung in der Tiefe!

Die anderen roten Teufel fielen in das Rufen des Dämonenknechts ein, und sie holten Ytanga damit aus dem Höllenschlund.

Vor Gus O'Shea tauchte ein riesiger goldener Echsenkopf auf, hinter dem Tomo verschwand. Tückische schwarze Augen starrten das Opfer an.

O'Shea war klar, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte. Nun war er endgültig verloren. Der Blick der Dämonenechse durchbohrte ihn. Er stöhnte mit schmerzverzerrtem Gesicht auf.

Der Blick der goldenen Echse hob ihn hoch, stellte ihn auf die Beine. Die Magie des gefährlichen Dämons hielt ihn fest. Er fiel nicht um.

Jetzt öffnete Ytanga sein riesiges Maul. O'Shea vernahm ein gieriges Fauchen und merkte, wie er den Boden unter den Füßen verlor.

Ytangas magischer Blick hob ihn in die Luft. Er schwebte plötzlich über dem dampfenden Abgrund und nahm an, daß ihn der Dämon in die Tiefe fallen lassen würde, doch der Blick hielt Gus O'Shea fest.

Er näherte sich dem offenen Echsenmaul, hatte bereits mit seinem Leben abgeschlossen… und überschritt in diesem Augenblick eine geistige Grenze.

Verblüfft stellte er fest, daß er die Angst hinter sich gelassen hatte. Völlig emotionslos registrierte er, was mit ihm passierte.

Die magische Kraft, die sich seiner bemächtigt hatte, legte ihn im Maul der goldenen Echse ab und ließ ihn los. Er spürte, wie er erschlaffte, und dann sah er, wie sich das Maul langsam schloß.

Sein Todesschrei - sehr kurz und schrill - flog aus dem Dämonenmaul, und dann öffnete sich, veranlaßt durch eine starke

Magie, der Körper des Gangsterbosses und gab dessen Seele frei, die Ytanga gierig verschlang.

***

Wir zerlegten das Bambusgitter vollends, um wenigstens Knüppel als Waffen zu besitzen. Damit konnte man die roten Teufel zwar nicht vernichten, sie sich aber wenigstens vom Leib halten, und das war ja auch schon ein Erfolg.

Unweit von unserem Gefängnis entdeckten wir ein weiteres Erdloch, in dem sich ebenfalls Gefangene befanden.

Mir fiel eine Vertiefung neben dem Eingang auf, und als ich da hineinfaßte, krabbelte ekeliges Getier über meine Finger.

Aber ich zog die Hand nicht zurück, denn ich ertastete einen Hebel, und als ich den nach vorn drückte, hob sich das Gitter.

Mel Wyman hielt sich ständig in meiner Nähe auf. Er hatte den Auftrag, die Augen offenzuhalten und mich sofort zu alarmieren, falls rote Teufel auftauchten.

Ich wußte, daß ich mich auf den Coach verlassen konnte.

Wir zogen von Kerker zu Kerker und befreiten die darin befindlichen Gefangenen. Ich musterte nach Alter, Statur und Mut jene Männer aus, die uns bei einem Kampf nützlich sein konnten.

In großer Eile trennte ich die Spreu vom Weizen und stellte eine kleine Streitmacht zusammen. Die Frauen berücksichtigte ich dabei nicht.

Jene Männer, die ich ausgewählt hatte, erhielten einen Bambusknüppel. Wir wurden immer mehr, und es wurde immer schwieriger, vor den roten Teufeln geheimzuhalten, daß wir nicht mehr in unseren Erdlöchern hockten.

Jedesmal wenn ich einen Kerker öffnete, hoffte ich, Vicky Bonney zu sehen - oder Mr. Silver, doch bisher erfüllte sich diese Hoffnung nicht.

Wie großartig wäre es gewesen, wenn ich meinen Colt Diamondback bei mir gehabt hätte. Ich hätte die Waffe, die mit geweihten Silberkugeln geladen war, Mel Wyman überlassen, doch das Schießeisen befand sich in meiner Reisetasche, und diese befand sich im Frachtraum der Maschine.

Der Teufel mochte wissen, wo das Flugzeug war.

Das wasserstoffblonde Mädchen, das der Stewardeß als Geisel gedient hatte, sank mir schluchzend in die Arme, als ich das nächste Gitter öffnete.

Sie weinte um ihren Freund Gus O'Shea, den die roten Teufel schwer verletzt und fortgeschleppt hatten, wie sie mir berichtete.

Für mich stand fest, daß dieser Mann verloren war, aber das sagte ich dem Mädchen nicht. Vielleicht sehen es manche als verlogen an, aber ich konnte nicht anders. Ich mußte dem Mädchen Hoffnung

machen, damit sie nicht durchdrehte und uns alle in große Gefahr brachte.

Das nächste Gitter…

Plötzlich stürzte sich ein Mann auf mich. Ich erkannte in ihm den Piloten Randolph Brian. Er hatte sich mit seinem Namen vorgestellt, als er uns kurz nach dem Abflug an Bord seiner Maschine begrüßte.

Er griff mich an. Es war natürlich ein Mißverständnis, denn seine Aggression war für einen roten Teufel bestimmt. Aber ein solches Mißverständnis konnte für uns alle verheerende Folgen haben.

Wenn es dem Piloten gelang, mich auszuknocken, schaltete er den einzigen Mann aus, der im Kampf gegen Schwarzblütler Erfahrung hatte.

Seine Fäuste sausten über meinen Kopf hinweg, als ich mich blitzschnell duckte, und dann brachte ich den Piloten mit einem Konterschlag zur Einsicht. Der Treffer warf ihn gegen die Wand.

Er japste nach Luft, starrte mich mit großen Augen an und begriff, daß er keinen Feind vor sich hatte.

»Tony!«

Das war Vicky Bonney, und in der nächsten Sekunde war sie bei mir.

»Entschuldigen Sie, Mr. Ballard«, preßte Randolph Brian heiser hervor. »Ich dachte, Sie wären…«

»Sie können von Glück reden, daß ich das nicht bin«, gab ich zurück. »Mit den Fäusten allein bezwingt man keinen dieser Teufel.«

»Wo ist Silver?« fragte ich Vicky.

»Das weiß ich nicht. Erst mal bin ich froh, dich gefunden zu haben.«

***

Die Männer aus der Welt des Guten tauchten ein in den magischen Wolkenblock, der auf sie nicht die gleiche abweisende Wirkung wie auf Menschen hatte.

Sie bekamen mit, wie Arnold Waite den Versuch unternahm, ihnen zu folgen, und Pakka-dee schüttelte bedauernd den Kopf. Er hätte Waite diesen harten Schlag gern erspart.

»Wir bleiben beisammen!« raunte Pakka-dee seinen Freunden zu.

Der Nebel war hier drinnen nicht so dicht, wie er von außen aussah, aber man konnte trotzdem nicht sehr weit sehen.

Pakka-dee blickte sich mißtrauisch um. Er spürte die Gefahr, die hier irgendwo auf sie lauerte. Vorsichtig schritten die Männer aus der Welt des Guten durch den Höllennebel.

Thar-pex machte einige rasche Schritte vorwärts. »Das Flugzeug!« stieß er hastig hervor.

»Tatsächlich«, sagte Pakka-dee.

»Ich dachte, es wäre durch den Höllenschacht in die andere Dimension gestürzt.«

Die Mitglieder des »Weißen Kreises« pirschten sich an die Maschine heran. Groß ragte sie vor ihnen auf, und sämtliche Türen standen offen. Auch die des Noteinstiegs, durch den Pakka-dee mit seinen Freunden in den Jet gelangte.

Das Flugzeug war leer.

Nur im Cockpit lag die Leiche des Navigators.

»Die Hölle hat sich nur die Menschen geholt«, knirschte Pakka-dee. »Das Flugzeug interessiert sie nicht.«

Sie verließen die Maschine. Einer nach dem anderen sprang auf die Piste, und als Fystanat neben seinen Freunden landete, traten ihnen rote Teufel aus dem Nebel entgegen.

***

Fünfundsiebzig Menschen sind nicht einfach zu verstecken. Wenn die roten Teufel herausfanden, daß wir frei waren, saßen wir im Handumdrehen wieder in unseren Kerkern.

Vor uns erstreckte sich ein Wall, und ich eilte ihn hinauf, um zu sehen, was sich dahinter befand.

Viel war nicht wahrzunehmen, denn überall kroch der Nebel herum. Ich sah Gewächse, die entfernt an Bäume erinnerten, und hoffte, daß dort das Gros der Passagiere Schutz finden würde.

Ich kehrte um und sprach mit den Leuten. Niemand hatte etwas dagegen, sich meinen Anordnungen zu fügen. Die Menschen hatten Vertrauen zu mir. Sie fühlten, daß ich mich für sie in Stücke reißen lassen würde, und waren mit allem einverstanden, was ich sagte. Das machte die Sache etwas leichter.

Insgeheim hoffte ich, daß ich diese verzweifelten, verstörten Menschen nicht enttäuschte. Niemand konnte vorhersehen, welche Gefahren in dieser Dimension noch auf uns lauerten.

Ich führte die Passagiere zu jenem seltsamen Wald.

»Und was weiter?« fragte Vicky Bonney.

»Du bleibst hier bei diesen Leuten«, sagte ich. »Rede mit ihnen. Versuche ihnen ihre Situation verständlich zu machen. Ich suche inzwischen Silver.«

»Du willst allein gehen? Das ist zu gefährlich, Tony.«

»Ich werde Mel Wyman und den Piloten fragen, ob sie bereit sind, mich zu begleiten.«

»Warum darf ich nicht mitkommen?«

»Weil ich mir nicht auch noch um dich Sorgen machen möchte.«

Ich schärfte jenen Männern, die ich mit Bambusstöcken bewaffnet hatte, ein, die Augen offenzuhalten und machte ihnen klar, daß das Leben ihrer Mitmenschen nun in ihrer Hand lag.

Sie versprachen, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen, und mehr konnte ich von ihnen nicht verlangen.

Mit Bambusstöcken gegen Schwarzblütler. Es war Wahnsinn, aber andere Waffen ließen sich nicht auftreiben.

Vicky Bonney bekam von mir mein silbernes Feuerzeug, den magischen Flammenwerfer. Auch sie besaß drei Wurfsterne. Sie hatte mir die geweihten Pentagramme abgeluchst, als Chao Kai sie brachte, und sie verstand damit fast ebensogut umzugehen wie ich.

Das Dumme war nur, daß sich die Sterne in Vickys Handtasche befanden, und diese lag im Flugzeug!

Der magische Flammenwerfer mußte reichen. Mehr als siebzig Menschen mußte Vicky im Ernstfall damit verteidigen.

Bei diesem Gedanken krampfte sich mein Herz zusammen, und ich hoffte, daß es zu keinem Ernstfall kam.

Für den Fußballtrainer und den Flugkapitän war es eine Selbstverständlichkeit, mit mir zu kommen. Jeder von ihnen hielt einen Bambusknüppel in der Hand, und ihre Mienen drückten eiserne Entschlossenheit aus.

Vicky und ich wechselten einen ernsten Blick, der mehr als tausend Worte sagte. Dann wandte ich mich an Wyman und den Piloten und sagte: »Gehen wir!«

***

Sie kamen aus dem Nebel: vier, fünf, sechs rote Teufel, und die Männer aus der Welt des Guten bereiteten sich auf den Kampf vor.

Pakkadees Arme wurden zu geschuppten schwarzen Tentakeln mit feuerroten Saugnäpfen an der Unterseite, die mit messerscharfen Zähnen versehen waren und in spitzen, harten gelben Hornstacheln endeten.

Fystanats Körper überzog sich blitzschnell mit schützendem Elmsfeuer, und dieses bläuliche Feuer war gleichzeitig auch seine gefährliche Waffe, die er gegen die Feinde einzusetzen gedachte.

Thar-pex' Aussehen veränderte sich nicht, aber in seinen Händen entstanden plötzlich Dolche mit glühenden Klingen. Wenn er sie geworfen hatte, würden neue Dolche entstehen. Immer wieder. So viele, wie er brauchte.

Sekundenlang passierte nichts, aber dann griffen die roten Teufel an.

Da sie in der Überzahl waren, rechneten sie mit einem Blitzsieg, doch der sollte sich nicht einstellen, denn die Mitglieder des »Weißen Kreises« bewiesen, daß sie ihren Gegnern mehr als ebenbürtig waren.

Thar-pex schleuderte den ersten Dolch. Die Klinge bohrte sich in die Brust eines Krallenteufels. Wie vom Blitz getroffen brach der Unhold zusammen.

Pakka-dee warf sich »seinem« Gegner entgegen. Ihre Körper prallten gegeneinander, und die Tentakel schnellten um den roten Teufel.

Sofort fraßen sich die Saugnäpfe fest.

Schlagartig verlor der rote Teufel seine Kräfte. Pakka-dee ließ ihn los. Die Fratzengestalt stand schwankend vor ihm, und er rammte ihm den gelben Hornstachel in den Leib.

Danach konnte er das Krallenbiest vergessen.

Fystanat wurde gleich von zwei Feinden attackiert, doch sowie sie ihn packen wollten, bekamen sie die Magie des Elmsfeuers zu spüren. Sie stöhnten auf und sprangen zurück.

Fystanat jagte ihnen knisterndes bläuliches Feuer entgegen. Einer der beiden schaffte es, sich mit einem wilden Satz davor in Sicherheit zu bringen. Den andern erwischte es.

Als der Krallenteufel zusammenbrach, waren drei Gegner vernichtet, und Thar-pex nützte seine enorme Geschwindigkeit aus.

Ehe die roten Teufel reagieren konnten, erdolchte sie der Mann aus der Welt des Guten von hinten.

Die sechste Fratzengestalt gab auf, kreiselte herum und ergriff die Flucht, doch sie kam nur zwei Schritte weit, dann war Pakka-dee zur Stelle und ließ den Schwarzblütler in die Stachel seiner Tentakel rennen.

Aber die Mitglieder des »Weißen Kreises« ruhten sich auf diesen Lorbeeren nicht aus. Sie suchten nach einer Möglichkeit, dorthin zu gelangen, woher die roten Teufel gekommen waren.

Die Betonpiste wurde unter ihren Füßen plötzlich weich, und nach dem nächsten Schritt trug der Boden sie nicht mehr.

Sie stürzten durch einen langen Dimensionenschacht, aber ihr Fall wurde nicht von Sekunde zu Sekunde schneller, und bei der Landung gab es auch keinen Aufprall, der ihnen die Besinnung geraubt hätte.

Sie gelangten in Ytangas Dimension und machten sich auf die Suche nach den Menschen, die von den roten Teufeln hierher verschleppt worden waren.

***

Wir suchten Mr. Silver, und je länger diese Suche dauerte, desto flauer wurde das Gefühl in meinem Magen. Zahlreiche Erdlöcher entdeckten wir. Die meisten waren leer, und in einigen entdeckten wir Knochen von Menschen, aber kein vollständiges Skelett.

Wir duzten uns. Die Gefahr hatte uns zusammengeschmiedet. Ein »Sie« wäre hier falsch am Platz gewesen. Wir gehörten zusammen, waren Gefährten in einem Kampf, der uns den Untergang bescheren, konnte.

Einer mußte sich auf den anderen verlassen können.

Mel entdeckte einen weiteren Eingang. Wir stürmten nicht sofort hinein, sondern peilten zuerst die Lage. Dann ging ich vor.

Mel und Randolph deckten meinen Rücken. Ich hielt in jeder Hand einen silbernen Wurfstern. Der dritte befand sich in der Tasche meines

Jacketts.

Über die flachen Stufen schlichen wir hinunter, und kaum waren wir unten angelangt, da zog Randolph Brian die Luft geräuschvoll ein, was mich veranlaßte, wie von der Natter gebissen herumzufahren.

Ich konnte verstehen, daß ihm die Entdeckung an die Nieren ging.

In einer düsteren Nische kauerte eine reglose Gestalt, aber wir brauchten keine Angst zu haben, von ihr angegriffen zu werden.

Es handelte sich um einen Mann, und er war tot - mumifiziert!

Wie graues Pergament sah seine Haut aus. Die eingetrockneten Lippen bedeckten seine Zähne nicht mehr. Dadurch sah es so aus, als würde er unseretwegen die Zähne haßerfüllt fletschen.

Der Mann mußte gestorben sein, bevor ihn die roten Teufel zu Ytanga bringen konnten.

»Verdammt, das ist nichts für schwache Nerven!« stöhnte der Pilot.

»Müssen Flugkapitäne nicht ohnedies Nerven wie Stahlseile haben?« gab ich zurück.

»Da hast du recht, und bisher dachte ich auch, mich könnte so gut wie nichts erschüttern, aber von heute an denke ich anders.«

»Ytangas Fänger scheinen äußerst rührig zu sein«, knirschte ich.

»Glaubst du, mit diesem Dämon fertigzuwerden?« fragte Randolph.

»Nun, mir wäre auf jeden Fall wohler, wenn ich Mr. Silver an meiner Seite hätte.«

»Das scheint sich bereits herumgesprochen zu haben, deshalb haben sie deinen Freund kaltgestellt.«

»Noch so eine aufbauende Bemerkung, und du erhältst den ersten scharfen Verweis von mir«, erwiderte ich. »Laß uns umkehren.«

»Tony!« flüsterte im selben Augenblick Mel Wyman, und ich wußte sofort, daß ich einen schwerwiegenden Fehler begangen hatte.

Wir hätten nicht zu dritt hier heruntergehen sollen! Einer hätte oben bleiben müssen, um ein Näherkommen von Feinden rechtzeitig zu melden.

Dieses Versäumnis rächte sich nun.

Das Bambusgitter fiel urplötzlich herab, und wir waren wieder gefangen, durften dieser grausigen Mumie Gesellschaft leisten.

»Shit!« stieß ich hervor, und es kam mir vom Herzen.

***

Die Knüppelwachen zogen einen Ring um Frauen und ältere Männer. Sie waren äußerst wachsam. Jeder von ihnen wußte, was für sie alle auf dem Spiel stand. Gus O'Sheas Schicksal - soweit bekannt - hatte sich schnell herumgesprochen. Alle hatten Mitleid mit Barbara Reddy. Daß die roten Teufel als ersten einen Gangsterboß aus ihrer Mitte gerissen hatten, war niemandem bekannt, und Barbara hütete sich, das zu verraten.

Für sie war Gus ein Mann gewesen, der ihr sehr viel Gutes getan hatte, nach all den Jahren, in denen sie vom Schicksal getreten worden war.

Heute hatte das Schicksal angefangen, sie wieder zu treten.

George Laven wich nicht von der Seite seiner Frau. Die meiste Zeit hielt er ihre Hand, und er sprach ihr laufend Trost zu, richtete sie mit vielen Worten auf und sagte ihr Dutzende Male, daß alles gutwerden würde.

Aber er selbst wollte noch nicht so recht daran glauben.

Vicky Bonney spielte nervös mit dem silbernen Feuerzeug und war mit ihren Gedanken bei Tony Ballard. Sie drückte ihm die Daumen, damit er Mr. Silver fand. Irgend etwas mußte dem Ex-Dämon zugestoßen sein.

Vicky hoffte, daß es nichts Ernstliches, nichts Unwiderrufliches war. Sie dachte nämlich auch weiter. Ohne Mr. Silver würde die Ballard-Crew stark geschwächt sein, und was wurde dann aus Roxane, die zur Hälfte Arma in sich trug? Wer sollte der Hexe aus dem Jenseits dann helfen?

Und würde es ihnen gelingen, ohne Mr. Silvers Unterstützung den Weg zurück zu finden?

Vicky Bonney sah sich gespannt um. Aus welcher Richtung würden Tony Ballard, Randolph Brian, Mel Wyman und Mr. Silver zu ihnen stoßen?

Oder würde jemand anders früher da sein?

Das, was Tony Ballard für Bäume gehalten hatte, waren schlanke, rissige Steine, die sich nach oben hin verästelten.

Vicky Bonney hatte keine Ahnung, wie weit sich dieser steinerne Wald erstreckte; es interessierte sie nicht. Sie hatte nicht die Absicht, ihn zu durchwandern.

In einer Entfernung von etwa sieben Metern bewegte sich etwas auf dem Boden. Robbten da rote Teufel heran?

Der Nebel stand kniehoch, so daß sich die Bewegung nur vage wahrnehmen ließ. Dennoch war sie der Schriftstellerin nicht entgangen.

Niemand sonst hatte sie bisher wahrgenommen, deshalb trat Vicky zwischen zwei Knüppelmänner und sagte: »Lassen Sie sich nichts anmerken! Eine Panik wäre das Schlimmste, was uns passieren könnte!«

Die Männer umklammerten die Bambusstöcke sofort fester.

»Dort vorn!« sagte Vicky leise. »Sehen Sie, was ich sehe?«

»Dort kriecht etwas!« stieß der Mann rechts von Vicky erregt hervor.

Die Schriftstellerin zeigte ihm das Feuerzeug. »Was immer es ist, ich werde ihm damit zu Leibe rücken!«

***

Ich hechtete hinter die Mumie. Am Gitter erschienen drei rote Fratzen, und sie sahen nur den Piloten und den Coach.

Wenn wir Glück hatten, ließen sich die Krallenteufel überlisten.

Randolph Brian und Mel Wyman bewiesen, daß sie mitdachten. Sie schienen denselben Gedanken zu haben, spielten die Entsetzten, die Betroffenen, starrten die roten Teufel entgeistert an, warfen ihre Bambusknüppel fort und wichen weiter von mir weg.

Für die Fratzengestalten sah das nach totaler Aufgabe aus. Randolph und Mel machten ihre Sache hervorragend.

Die nackte Angst war in ihren Augen zu erkennen, und sie zitterten wie Espenlaub. Daß von ihnen keinerlei Gegenwehr zu erwarten war, lag für die roten Teufel auf der Hand, deshalb hoben sie das Gitter und kamen herein.

Mir stand der kalte Schweiß auf der Stirn.

Ytangas Fänger näherten sich meinen Kampfgefährten, die der Mut völlig verlassen zu haben schien. Mit keinem Blick, keiner Geste verrieten sie, wie sie wirklich fühlten.

Ich lauerte in der düsteren Nische auf meine Chance. Die Mumie bot mir Sichtschutz.

Die roten Teufel ergriffen Randolph und Mel.

»Nein!« stöhnte Mel Wyman. »Gnade! Ich flehe euch an! Ich beschwöre euch! Laßt mir mein Leben!«

»Du wirst weiterleben - in Ytanga!« knurrte einer der Fänger.

Mel schluchzte auf. Es war bühnenreif. Die Kräfte verließen ihn, und er sackte zusammen.

Das war der Moment, wo ich handelte. Ich richtete mich auf und warf den ersten Silberstern, und dann überstürzten sich die Ereignisse, denn auf einmal waren Mel und Randolph gar nicht mehr so schwach und hilflos.

Sie rissen sich los, überraschten damit unsere Feinde, von denen einer erledigt zu Boden ging, und holten sich ihre Knüppel wieder.

Wutschnaubend drangen die Fratzengestalten auf meine Kampfgefährten ein. Diese benutzten ihre Knüppel und schafften es sogar, die Angreifer zurückzuwerfen.

Ich holte mir meinen Stern. Er war zu kostbar, um ihn zurückzulassen.

Dann hetzten wir an den roten Teufeln vorbei, und ich ließ hinter uns das Bambusgitter heruntersausen. Es rastete ein, und nun waren die Krallenteufel gefangen.

Aber wir durften noch nicht aufatmen, denn aus dem Nebel tauchten weitere Unholde auf.

Es waren so viele, daß wir verrückt gewesen wären, es auf einen Kampf ankommen zu lassen.

»Los!« zischte ich. »Wir hauen ab!«

Randolph und Mel waren selbstverständlich dafür. Wir hetzten durch den Nebel, schlugen einen Haken und versteckten uns hinter kantigen Felsblöcken.

Es dauerte nicht lange, da erschienen die roten Teufel. Mel Wyman und Randolph Brian zogen hastig die Köpfe ein, während ich die Schwarzblütler beobachtete.

Sie liefen an uns vorbei!

»Mann, das war knapp«, stieß der Coach aufgeregt hervor. »Ich glaubte schon in diesem Mumienloch, wir würden's nicht mehr schaffen.«

»Du bist eben besser, als du denkst«, sagte Randolph Brian grinsend.

»Scheint so«, brummte Mel und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht ab.

Ich fragte ihn, ob ihn seine Verletzungen behinderten.

»Bis jetzt noch nicht«, antwortete er.

Wir ließen noch einige Augenblicke verstreichen. Als die roten Teufel sich nicht mehr blicken ließen, verließen wir unser Versteck.

»Wir müssen weiter«, sagte ich und versuchte mich zu orientieren, was in dieser fremden, nebligen Umgebung mit einigen Schwierigkeiten verbunden war.

Alle Erdlöcher hatten wir noch nicht gefunden. In einem davon müßte sich Mr. Silver befinden, und wir mußten alles daransetzen, um ihn zu entdecken, denn mit seiner Unterstützung konnten wir die roten Teufel hoffentlich so weit zurückschlagen, daß alle Gefangenen aus dieser Dimension entkommen konnten.

Wir bildeten eine Kette, blieben auf Sichtweite und waren auf der Hut, denn jederzeit konnte ein neuer Angriff der roten Teufel erfolgen.

Mel Wyman befand sich zu meiner Linken, Randolph Brian zu meiner Rechten, und es war der Pilot, der das nächste Erdloch entdeckte.

Es war jenes, in dem sie Mr. Silver untergebracht hatten!

»Tony!« rief Randolph.

Und »Tony!« rief auch der Ex-Dämon. Mein Herz machte einen Freudensprung.

Randolph Brian wartete vor dem Eingang auf uns. Es war dämmrig dort unten, und ich mußte meine Augen anstrengen, um den Ex-Dämon zu sehen.

Als ich ihn erblickte, schnürte es mir die Kehle zu. So ungefähr hatte ich es mir vorgestellt. Man hatte meinen Freund an vier Pflöcke gebunden, und die Fesseln waren bestimmt mit einer sehr starken Magie getränkt. Deshalb konnte sich der Ex-Dämon nicht selbst befreien.

Ich hoffte, daß wir ihm helfen konnten, war aber auf jeden Fall froh, den Hünen gefunden zu haben, und zu sehen.

Mel Wyman wollte in das Erdloch stürmen, doch dieses war

gesichert, ohne daß man es unbedingt merken mußte. Aber ich war in diesen Augenblicken besonders mißtrauisch und riß den Coach hastig zurück.

Er schaute mich verdattert an. »Was ist los, Tony?«

»Das ist los!« knurrte ich und nahm ihm den Bambusstock weg.

Ich wies auf zahlreiche Löcher in der Wand und machte den Bambusstock zu meinem verlängerten Arm, den ich langsam von oben nach unten bewegte, und schon kam es zu der Überraschung, die für Mel Wyman tödliche Folgen gehabt hätte.

Aus den Löchern sausten schwarze Pfeile. Ein regelrechter Pfeilhagel prasselte gegen die gegenüberliegende Wand. Mel wäre davon gespickt worden.

»Oh, verflucht!« entfuhr es dem Coach.

Ich gab ihm den Stock zurück. »Hier mußt du mißtrauischer als ein eifersüchtiger Ehemann sein.«

»Jetzt hältst du mich wohl für einen ganz großen Tölpel, was?«

»Das alles ist für dich ungewohnt«, entschuldigte ich seine Unvorsichtigkeit.

»In Zukunft werde ich noch besser aufpassen.«

»Das kann auf keinen Fall schaden.«

Wir begingen den gleichen Fehler nicht noch einmal. Diesmal blieb einer von uns vor der Höhle, und ich entschied, daß das Mel Wyman sein sollte.

Randolph Brian begab sich mit mir in das Erdloch. Obwohl mein Herz bis in den Hals hinauf klopfte, ließ ich mir Zeit, denn in diesem offenen Kerker konnten weitere Sicherungen eingebaut sein.

Der Pilot ging dicht hinter mir. Es war denkbar, daß wir mit jedem Schritt unser Leben riskierten, deshalb waren wir so vorsichtig, wie nur irgendwie möglich.

Mr. Silver hob den Kopf. »Sie haben mir magische Fesseln angelegt. Ich kann sie nicht sprengen. Wo ist Vicky? Wo sind die anderen Passagiere?«

Ich berichtete ihm, was vorgefallen war, beschränkte mich auf das Wesentliche, denn wir hatten keine Zeit zu verlieren.

»Ich liege hier herum und kann nichts tun, bin auf deine Hilfe angewiesen. Eigentlich müßte es umgekehrt sein«, knurrte der Ex-Dämon.

»Endlich kann ich mich mal wieder bei dir revanchieren«, sagte ich. »Gibt es hier noch irgendwelche Fallen?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Mr. Silver.

Wir erreichten ihn, ohne daß etwas passierte. Randolph Brian wollte sofort eine der Beinfesseln lösen, doch in dem Augenblick, wo er sie berührte, schlug eine rote Flamme nach seiner Hand.

Er riß sie erschrocken zurück und starrte auf die Brandblasen an

seinen Fingern. Dann blickte er mich vorwurfsvoll an, und seine Augen schienen zu sagen: »Du hättest mich warnen sollen!«

Aber ich hatte nicht wissen können, was passieren würde. Nicht jede magische Fessel reagierte gleich. Es gab viele, die man gefahrlos anfassen konnte.

»Ich versuch's mit den Silbersternen!« sagte ich und setzte sofort einen scharfen Schenkel des Drudenfußes an.

Dadurch, daß ich nicht direkten Kontakt mit der Fessel hatte, blieb mir ein Flammenschlag mit der damit verbundenen Verbrennung erspart.

Randolph Brian schaute mir bei der Arbeit zu. Ich sägte und schabte an der widerstandsfähigen Fessel herum, deren Material ich nicht bestimmen konnte.

»Kommst du durch?« fragte der Ex-Dämon ungeduldig.

»Wird wohl eine Weile dauern.«

»Meine Güte, und es gibt insgesamt vier Fesseln. Es wird eine Ewigkeit vergehen…«

»Tut mir leid, ich kann's nicht ändern«, erwiderte ich und gab mein Bestes.

Da vernahm ich plötzlich einen krächzenden Schrei, und mein Herz übersprang einen Schlag, denn Mel Wyman hatte diesen Schrei ausgestoßen.

Ich drehte mich um und sah die Bescherung: Mel befand sich in der Gewalt der roten Teufel!

Sie hatten uns wiedergefunden!

***

Der Nebel, der den Boden bedeckte, war an manchen Stellen dünner, und Vicky Bonney bemerkte plötzlich etwas Goldenes.

Ein länglicher Metallschädel schob sich aus dem Nebelgrau.

Ein Echsenkopf!

Vicky wich einen Schritt zurück. Die beiden Männer hielten unwillkürlich die Luft an. Eine goldene Echse näherte sich ihnen. Eine zweite und eine dritte tauchte auf.

Sie wußten nicht, daß sie es mit Ytangas Dämonenbrut zu tun hatten. Diese Echsen waren um ein Vielfaches größer als Echsen auf der Erde, aber sie waren dennoch um ein Vielfaches kleiner als Ytanga selbst.

Dennoch waren sie tödlich gefährlich!

Einer der Männer hieb mit dem Bambusknüppel zu. Er traf den goldenen Schädel des Biests, erreichte damit jedoch nichts.

Daraufhin stach er mit dem Stock auf das Untier, das ihm am nächsten war, ein. Die goldene Echse riß ihr Maul auf.

Der Bambusknüppel drang ihr tief in den Rachen, und der Mann schrie: »Ersticke daran!«

Sein Schrei alarmierte die Passagiere, aber das Auftauchen von Ytangas Dämonenbrut hätte sich ohnedies nicht lange geheimhalten lassen.

Die Leute reagierten mit Hysterie und Panik. Sofort bemächtigte sich ihrer wieder die grausame Todesangst, und sie zogen sich tief in den steinernen Wald zurück, um sich hinter den rauhen Stämmen der Felsenbäume zu verstecken.

Das Echsenmaul klappte zu und zermalmte den harten Bambusknüppel. Als der Mann das sah, wurde er bleich.

Mit einer raschen Kopfbewegung entriß ihm die goldene Echse den Knüppel und schleuderte ihn zur Seite.

»Zurück!« zischte Vicky Bonney. »Bringen Sie sich in Sicherheit.«

Der Entwaffnete gehorchte. Der andere nicht. Obwohl er gesehen hatte, daß es sinnlos war, drang er mit seinem Knüppel auf die Echsen ein.

Er stemmte seinen Knüppel unter eines der Tiere und drückte ihn blitzschnell hoch, womit er erreichte, daß das goldene Biest auf den Rücken fiel.

Der Mann glaubte, daß die Unterseite des Reptils verletzbar war und rammte seinen Knüppel augenblicklich gegen den Bauch.

Der Stock vermochte nicht einzudringen. Er ratschte über das Gold, und dann kassierte der mutige Mann einen gewaltigen Schlag mit dem Echsenschwanz, der ihn zu Boden schleuderte.

Vicky drückte auf jenen Knopf, der aus dem harmlos aussehenden Feuerzeug einen gefährlichen Flammenwerfer machte. Eine armlange Feuerlohe schoß aus der Düse. Die vernichtende Magie erfaßte das goldene Ungeheuer und zerstörte es.

Vicky attackierte sofort die nächste Echse. Das Tier wich zurück, drehte sich, und der goldene Schwanz peitschte durch die Luft.

Mit einem reaktionsschnellen Sprung brachte sich die Schriftstellerin davor in Sicherheit, federte aber gleich wieder vorwärts und griff das Biest mit der magischen Flamme an.

Die Echse zuckte, wälzte sich auf den Rücken und schlug um sich. Es war gefährlich, näher heranzugehen, aber Vicky riskierte es, denn nur so konnte sie das goldene Ungeheuer vernichten.

Der Flammenstrahl traf das Tier in der Herzgegend, und das überlebte die goldene Echse nicht.

Inzwischen versuchte der auf dem Boden liegende Mann, sich in Sicherheit zu bringen. Der Schlag, der ihn getroffen hatte, glühte in seinem Körper. Der Schmerz behinderte ihn.

Ehe er aufspringen konnte, schnappte die Echse nach seinem Bein. Er hatte gesehen, wie eine der goldenen Echsen den harten Bambusknüppel mühelos zermalmte. Seine Knochen waren nicht härter. Er zog das Bein entsetzt an. Die Echse erwischte es aber

dennoch, und er brüllte auf.

Vicky Bonney eilte ihm zu Hilfe. Sie trennte dem Untier mit dem magischen Feuer den Kopf ab, konnte aber nicht verhindern, daß der Knochen des Mannes vorher noch brach.

»Mein Bein!« stöhnte der Verletzte. »O Gott, mein Bein…!«

Vicky bat den zweiten Mann, ihr zu helfen. Gemeinsam hoben sie den Verletzten hoch und trugen ihn zu den anderen.

Sie schienten das gebrochene Bein mit Bambusstöcken. Das war schmerzhaft für den Verletzten, doch er schrie nicht mehr.

Die Schriftstellerin versuchte die aufgeregten, verstörten Menschen zu beruhigen. Sie erklärte ihnen, daß die Gefahr gebannt sei, doch das stimmte lediglich in bezug auf die Echsen.

Eine neue Gefahr bahnte sich an, ohne daß sie sofort erkannt wurde, aber dann schrie plötzlich jemand: »Diese Bäume! Sie bewegen sich! Sie rücken zusammen! Sie wollen uns zerquetschen!«

***

Sie drangen in das Erdloch ein. Mel Wyman wurde draußen von zwei Fratzengestalten festgehalten. Alle anderen Teufel griffen uns an. Ich hatte nicht die Zeit, sie zu zählen, mir war nur klar, daß es zu viele waren.

Wie sollten wir aus dieser Klemme noch mal herauskommen?

Randolph Brian wehrte sich wild und trotzig. Es gelang ihm, sich die Angreifer kurze Zeit verhältnismäßig gut vom Leib zu halten.

Ich glaubte fast, daß er es schaffen würde, sich zum Ausgang durchzukämpfen, aber dann traf ihn der erste Krallenhieb, und er schrie auf.

Zwei Gegner packten seinen Bambusknüppel, entrissen ihn ihm und schlugen ihn damit kurzerhand nieder.

Ich setzte meine magischen Sterne ein, wollte mich zu Randolph durchschlagen, doch es gelang mir nicht.

Ehe ich den Piloten erreichte, zerrten ihn zwei Krallenteufel hoch und schleppten ihn aus dem Erdloch. Alle anderen kümmerten sich weiter um mich.

Ich war nicht so unvorsichtig, die Silbersterne zu werfen. Schließlich besaß ich nur drei. Deshalb behielt ich sie in meinen Händen und schlug damit nach den schwarzblütigen Gegnern.

Wenn ich traf, bildeten sich gallertartige Flecken auf ihrer Haut, doch keinen dieser verfluchten Teufel konnte ich auf diese Weise vernichten.

Eine Front aus Armen, Beinen, Krallen und grausigen roten Fratzen stand vor mir. Ich kämpfte mit dem Rücken zur Wand, und für kurze Zeit gab es weder für mich noch für die Gegner sichtbare Vorteile.

Aber dann opferte sich einer von ihnen, und das sollte mir zum

Verhängnis werden. Er warf sich mir einfach entgegen, obwohl er wußte, daß ich ihn töten würde.

Ich traf ihn mit den scharfen Zacken des Sterns, und er prallte röchelnd gegen mich. Während er starb, behinderte er mich noch, und nun hatten die anderen Gelegenheit, mich zu überwältigen.

Es gelang mir, noch zwei von ihnen zu töten, aber dann war ich dran. Ich verlor die magischen Sterne, Krallen bohrten sich in meine Muskeln, und der Druck vieler harter Teufelshände zwang mich in die Knie.

Mr. Silver lag nach wie vor auf dem Boden und konnte nichts für mich tun.

»Ihr feigen Kreaturen!« brüllte er außer sich vor Wut. »Bindet mich los und versucht euch an mir!«

Doch die roten Teufel scherten sich nicht um ihn. Sie zerrten mich aus dem Erdloch und brachten mich mit Mel Wyman und Randolph Brian fort.

Unser Ziel war Ytanga, wie ich erfuhr.

Als wir ihn zu sehen bekamen, diesen riesigen goldenen Dämon, schauderte mich. Er befand sich in einer tiefen Erdspalte, aus der übelriechende Dämpfe stiegen.

Nur sein gewaltiger goldener Schädel ragte heraus. Gierig starrten uns seine schwarzen Echsenaugen an. Ich verglich sie unwillkürlich mit erkalteter Lava.

Ein großer, kräftiger Teufel trat uns entgegen. Mir fiel auf, daß er die gleichen Augen wie Ytanga hatte. Er nannte sich Tomo, der Dämonenknecht.

Anscheinend wußte Tomo, daß ich - nach Mr. Silver - der einzige war, der den roten Teufeln gefährlich werden konnte.

Er wußte, daß ich die Befreiung der entführten Passagiere angezettelt hatte. Das sagte er mir, und dafür versetzte er mir einen harten Schlag ins Gesicht.

Ich versuchte mich loszureißen, hätte ihn angegriffen, wenn ich freigekommen wäre, doch die roten Teufel hielten mich fest.

»Es ist keine Heldentat, einen Wehrlosen zu schlagen!« knirschte ich. »Sag diesen verdammten Bastarden, sie sollen mich loslassen! Und dann versuche mich noch mal zu schlagen!«

Tomo grinste mich überheblich an. »Du hältst dich anscheinend für einen besonders guten Kämpfer.«

»Mit dir nehme ich es auf!« behauptete ich aggressiv.

Tomos Krallen zuckten an meine Kehle, und ich dachte, nun würde er mich töten, aber das durfte er wohl in Ytangas Anwesenheit nicht.

»Wie ist dein Name?« fragte der Dämonenknecht scharf.

»Tony Ballard. Wenn deine Komplizen mich loslassen, setze ich alles daran, um dich zu töten!«

»Du wolltest deinen Freund, diesen ehemaligen Dämon, befreien. Es ist dir nicht gelungen. Soll ich dir sagen, was auf ihn wartet? Er wird schwach werden, wird in diesem Kerker seine dämonischen Kräfte verlieren. Es wird lange dauern, aber wir haben Zeit. Wenn er dann nur noch soviel wert ist wie ein schwacher Mensch, wird Ytanga ihn vernichten, und sein Tod wird qualvoll sein!«

»Ich habe dich zum Kampf herausgefordert!« versuchte ich den Dämonenknecht abermals zu reizen. »Warum drückst du dich davor? Bist du zu feige, gegen einen schwachen Menschen anzutreten?«

So schwach fühlte ich mich in Wirklichkeit nicht. In meiner Tasche befand sich noch ein magischer Silberstern. Damit konnte ich Tomo den Garaus machen, und ich hoffte, in der allgemeinen Verwirrung, die darauf folgen würde, Ytanga vernichten und mit meinen Freunden fliehen zu können, doch Tomo nahm die Herausforderung nicht an.

»Ich bin nicht feige«, knurrte er verächtlich. »Aber du bist mir als Gegner zu minder, Tony Ballard.«

»Du hast Angst vor mir! Du weißt, daß du mich nicht besiegen kannst!«

Er schlug mir seinen Handrücken ins Gesicht, und ich wäre umgefallen, wenn man mich nicht festgehalten hätte.

»Ihr werdet sterben!« kündigte Tomo an. Sein Krallenfinger wies auf Mel Wyman. »Zuerst er, dann du, Tony Ballard, und dann der Pilot!«

***

Mr. Silver durchtobte heftiger Zorn. Tatenlos hatte er zusehen müssen, wie die roten Teufel Tony Ballard und seine mutigen Gefährten überwältigten und fortschleppten.

Immer noch war er gefesselt und konnte nichts tun.

Verbissen strengte er sich wieder an. Er hoffte, daß Tony Ballard die Magie der einen Fessel mit dem Silberstern wenigstens geschwächt hatte.

Wütend kämpfte der Ex-Dämon um seine Freiheit, erlangte sie aber nicht wieder. Die magischen Fesseln würden ewig halten.

Der Hüne begriff, daß er verloren war, wenn niemand ihn befreite, und die roten Teufel würden sich hüten, es zu tun.

Er glaubte zu wissen, was sie vorhatten. Wenn sie ihn lange genug hier liegen ließen, würde die schwächende Kraft der magischen Fesseln mehr und mehr auf ihn übergreifen.

Wenn es soweit kam, war er erledigt…

Geräusche rissen ihn aus seinen Gedanken. Er hob den Kopf und zog die Silberbrauen grimmig zusammen, aber im nächsten Moment hellten sich seine Züge auf.

Sein Gesicht begann regelrecht zu strahlen. Mit dieser unerwarteten Wende hatte er nicht gerechnet. Über die flachen Stufen eilten Pakka-

dee, Fystanat und Thar-pex auf ihn zu.

Es gab keine erfreulichere Überraschung für den Ex-Dämon. Er grinste breit. »Noch nie wart ihr mir so willkommen wie in diesem Augenblick.«

»Wir wissen eben, wann wir erwünscht sind«, erwiderte Pakka-dee schmunzelnd. »Los, Thar-pex, schneide die Fesseln durch!«

Der Angesprochene ging von Fessel zu Fessel und durchtrennte sie mit der glühenden Klinge seines Dolches.

Der Ex-Dämon sprang auf und schüttelte Thar-pex dankbar die Hand. Er nahm Tony Ballards Wurfsterne an sich und berichtete den Freunden, was sich vor kurzem hier ereignet hatte.

»Wieso kümmert auch ihr euch um diese seltsamste Flugzeugentführung aller Zeiten?« fragte Mr. Silver dann.

»Yuums Auge zeigte uns, was los ist«, sagte Pakka-dee.

»Ein Glück, daß euch das Auge auf keine andere schwarze Aktivität aufmerksam machte«, bemerkte der Hüne mit den Silberhaaren. »Jetzt zeigen wir es diesem roten Geschmeiß! Kommt, Freunde!«

Sie verließen das Erdloch und begaben sich dorthin, wo die Passagiere auf die Rückkehr Tony Ballards und seiner Gefährten warteten.

Schreckliche Szenen spielten sich dort ab. Aus dem steinernen Wald drangen schrille, verzweifelte Hilfeschreie, und Mr. Silver bemerkte, daß die steinernen Stämme mehr und mehr zusammenrückten.

Einigen Menschen gelang die Flucht aus dem Höllenwald, aber die meisten befanden sich noch drinnen, irrten umher, fanden den richtigen Weg nicht.

Dem Ex-Dämon fiel auf, daß sich sämtliche »Bäume« gleichzeitig bewegten, und es gab eine Trennlinie. Die linken Stämme bewegten sich auf die rechten zu. Langsam schlossen sich die Zwischenräume.

Bald würde für die Menschen zwischen den steinernen Bäumen kein Platz mehr sein. Die korpulenteren von ihnen steckten jetzt schon fest.

Mr. Silver aktivierte seine Magie. Sein Körper erstarrte zu Silber, und er klemmte sich so zwischen die »Bäume«, daß diese nicht weiter zusammenrücken konnten.

»Holt die Leute raus!« schrie er. »Holt alle raus! Macht schnell!«

Schnell… Das war ein Stichwort für Thar-pex. Niemand konnte schneller sein als er. Mit Lichtgeschwindigkeit flitzte er in den steinernen Wald und half den unglücklichen Menschen.

Auch Pakka-dee und Fystanat beteiligten sich tatkräftig an dieser Hilfsaktion, und als der letzte Mann draußen war, sprang Mr. Silver zurück, und der steinerne Wald schloß sich mit einem dumpfen, schaurigen Klacken. Die Stämme der steinernen Bäume schlugen hart gegeneinander.

Kein Mensch hätte das überlebt.

Die Männer aus der Welt des Guten, Mr. Silver und Vicky Bonney versuchten die Leute zu beruhigen. Vicky konnte das Glück kaum fassen, daß Pakka-dee und seine Freunde ihnen zu Hilfe gekommen waren.

Die Mitglieder des »Weißen Kreises« hatten keine Ahnung gehabt, daß sich Vicky, Tony und Mr. Silver in der Maschine befunden hatten. Um so mehr freuten sie sich, ihnen nun beistehen zu können.

»Wir müssen weiter«, sagte der Ex-Dämon, als sich die hochschlagenden Wogen etwas geglättet hatten. »Hast du hier alles wieder im Griff, Vicky?«

»Ich denke schon.«

»Soll Fystanat bei dir bleiben?« fragte Pakka-dee.

Das blonde Mädchen schüttelte den Kopf. »Ihr werdet wahrscheinlich jeden Mann brauchen, um Tony, Mel Wyman und Randolph Brian zu retten.«

»Rührt euch von hier nicht weg!« sagte Mr. Silver. »Wenn alles vorbei ist, holen wir euch von hier ab.«

Vicky Bonney nickte. »Beeilt euch! Und bringt mir Tony wohlbehalten wieder.«

Der Ex-Dämon grinste. »Mach dir keine Sorgen um deinen Freund. Tony ist ein Stehaufmännchen. Hast du das noch nicht gemerkt? Den können sie noch so oft umschmeißen, er kommt doch immer wieder hoch.«

»Ja, aber einmal kann er auch liegenbleiben«, sagte Vicky Bonney mit belegter Stimme.

***

Wir bekamen Ytangas dämonische Macht und Grausamkeit demonstriert. Tomo, der Dämonenknecht, wich zur Seite und gab ein herrisches Zeichen, woraufhin die roten Teufel Mel Wyman auf den Abgrund zustießen.

Der Coach stürzte, und als er den Blick hob, starrte ihm Ytanga gnadenlos in die Augen. Ich konnte, ich wollte nicht tatenlos zusehen, wie Ytanga diesen mutigen Mann tötete.

Zornig lehnte ich mich dagegen auf, und ich unternahm alle Anstrengungen, um freizukommen, aber die roten Teufel hielten mich so fest, daß ich nichts für Mel tun konnte.

»Nehmt mich zuerst!« brüllte ich.

Sie schienen taub zu sein.

»Ich bin Tony Ballard!« schrie ich aus vollen Lungen. »Der Dämonenhasser! Ein erklärter Feind der Hölle! Ytanga, hörst du mich? Nimm mich zuerst, du verfluchter Teufel!«

Der magische Blick durchdrang Mel Wyman. Ich sah, wie der Mann zusammenzuckte. Er war in kurzer Zeit mein Freund geworden - so

wie Randolph Brian. Ich wollte ihn nicht schon wieder verlieren, doch Mels Überlebenschancen waren bereits so gut wie nicht mehr vorhanden.

Der Coach begann zu schweben. Der Blick der goldenen Echse hob ihn auf. Mel stieg höher. Er schlug verzweifelt um sich, konnte sich aus der unsichtbaren dämonischen Umklammerung jedoch nicht befreien.

Er schwebte auf Ytanga zu. Mir drohten vor Wut und Haß die Sinne zu schwinden. Gab es denn keine Möglichkeit mehr, den Mann zu retten?

Jetzt klappte das riesige Maul des Untiers auf. Der Coach schrie. In diesen entsetzlichen Augenblicken zerbrach sein Mut, der ihn so lange aufrechtgehalten hatte.

Das wunderte mich nicht, denn was er erleben mußte, war grauenvoll - und Randolph und ich waren gezwungen, dabei zuzusehen.

Mels Schicksal war auch das unsere, denn nach Mel Wyman sollte ich an die Reihe kommen, und dann Randolph Brian, so hatte es Tomo bestimmt.

Mel schwebte in das Maul, und er brüllte wie auf der Folter.

»Nimm dir seine Seele, Ytanga!« rief Tomo triumphierend. »Verschlinge sie!«

Und der goldene Dämon schloß sein großes Maul. Mir brach der kalte Schweiß aus, und als Ytanga Mel Wymans Leichnam in den Abgrund spie, fuhr mir ein Eissplitter ins Herz.

Er hat es getan! Dieser Gedanke durchtobte mich. Grauen und Entsetzen schüttelten mich.

Und dann stießen sie mich vorwärts!

***

Ich hatte damit gerechnet. Deshalb stürzte ich nicht; Aufrecht stand ich vor Ytanga.

»Nun hat das Warten für dich ein Ende, Tony Ballard!« höhnte der Dämonenknecht hinter mir.

Ich achtete nicht auf ihn, sondern konzentrierte mich auf Ytanga. Kaum einen Dämon haßte ich mehr als ihn, denn er hatte vor meinen Augen einen Freund getötet.

Und nun sollte ich an die Reihe kommen. Gleich würde mich der goldene Dämon mit seinem magischen Blick ergreifen und hochheben.

Mir war klar, daß ich schneller sein mußte als er. Ich war im Besitz einer Waffe, von der die roten Teufel nichts wußten.

Der Dämonendiskus hing an einer Kette um meinen Hals. Handtellergroß war die milchig-silbrige Scheibe nur, doch wenn ich sie loshakte, würde sie auf das Dreifache anwachsen.

Bisher war der vernichtenden Kraft, die in dem Diskus steckte, noch kein Dämon gewachsen gewesen, und ich zweifelte nicht daran, daß ich damit auch Ytanga töten konnte.

Aber ich mußte schnell sein - schneller, als er es verhindern konnte, daß ich den Dämonendiskus schleuderte.

Darin lag die Schwierigkeit!

Ich versuchte meinem goldenen Gegner zuvorzukommen. Meine Finger zuckten zum Hemd. Ich riß es auf. Die Knöpfe flogen davon.

Als sich meine Finger auf die glatte Scheibe legten, spürte ich Ytangas durchdringenden Blick.

Schneller, Tony! Schneller! schrie es in mir.

Ich hakte die Scheibe los, war schneller als je zuvor. Ob Ytanga wußte, welche Kräfte sich in meinem Diskus befanden, entzog sich meiner Kenntnis. Ich begriff nur, daß er mich daran hindern wollte, irgend etwas gegen ihn zu unternehmen.

Die Kraft seines magischen Blicks war erschreckend groß. Ich holte mit dem Dämonendiskus aus, preßte die Kiefer zusammen, wehrte mich gegen die Kraft, die mich immer stärker durchdrang.

Ich muß es schaffen! dachte ich wütend. Ich muß…

Aber Ytanga ließ es nicht zu. Als ich den Diskus werfen wollte, hob mich der magische Blick meines goldenen Gegners hoch.

Ich verlor den Bodenkontakt, und eine bleierne Schwere kroch in meinen rechten Arm. Es war mir nicht möglich, den Diskus zu schleudern.

Die Schwere wurde zu einer Lähmung, gegen die ich mich zwar verzweifelt auflehnte, die ich aber nicht verhindern konnte.

Ich hatte kein Gefühl mehr im Arm und auch nicht mehr in den Fingern. Ytanga gelang es mühelos, meinen Körper zu kontrollieren und mir fiel der Diskus aus der kraftlosen Hand.

Das ist das Ende! durchzuckte es mich, und ich wußte quälend genau, auf welche schreckliche Weise ich mein Leben verlieren würde.

Vor mir öffnete sich das goldene Dämonenmaul. Verdammt, ich hatte so fest damit gerechnet, Ytanga besiegen zu können, und nun war ich der Besiegte!

Ytanga würde meine Seele verschlingen und meinen Leichnam in diesen stinkenden Abgrund spucken…

Ich erreichte das Maul. Die Magie legte sich auf den Unterkiefer der goldenen Echse, und schon schloß sich das zahnlose Maul des Dämons langsam.

Der Schweiß rann in Strömen über meinen Körper. Ich wußte, daß ich verloren war…

***

Mr. Silver behielt die magische Silberstarre bei. Gemeinsam mit

Pakka-dee, Fystanat und Tharpex suchten sie den Weg zu Ytanga.

Eine Gruppe roter Teufel verwickelte sie in einen kurzen, heftigen Kampf. Sie vernichteten alle Gegner bis auf einen.

Der mußte ihnen sagen, wo sie Ytanga fanden. Die Fratzengestalt brüllte es ihnen ins Gesicht.

»Geht nur! Geht zu Ytanga!« schrie der Krallenteufel dann. »Er ist mächtiger als ihr! Er wird euch töten!«

Er wollte sich auf Fystanat stürzen, doch Tharpex machte ihn mit seinem Glutdolch unschädlich. Zielstrebig eilten sie weiter, aber es hätte sie gewundert, wenn sie ungehindert bis zu Ytanga hätten vorstoßen können.

Es dauerte nicht lange, da kam ihnen eine Welle von Schwarzblütlern entgegen. Ein wilder Kampf war die Folge.

Mr. Silver ließ seinen aufgestauten Aggressionen freien Lauf. Diesen Teufeln war es gelungen, ihn zu überwältigen und schachmatt zu setzen.

Er wollte ihnen beweisen, daß auch er siegen konnte. Seine Handkanten wurden zu gefährlichen Silberbeilen.

Erledigt gingen seine Feinde links und rechts zu Boden, und jene, die sich nicht in seiner Reichweite befanden, schoß er mit seinem Feuerblick in Brand.

Er revanchierte sich für die Niederlage, die er einstecken mußte.

Die Männer aus der Welt des Guten standen ihm in nichts nach. Thar-pex war wieder schnell wie das Licht, Fystanat vernichtete seine Gegner mit heftigen Elmsfeuerattacken, und Pakkadees harte Hornstachel streckten eine Fratzengestalt nach der anderen nieder.

Sie kämpften sich unaufhaltsam durch dieses lebende Hindernis, und nachdem sie diese Barriere vernichtet hatten, erblickten sie Ytanga.

Was sie außerdem sahen, ließ ihnen vor Schreck die Haare zu Berge stehen!

***

Unruhe im Nebel!

Die roten Teufel wandten sich von Ytanga ab, rannten davon. Nur wenige blieben. Tomo war einer davon. Nach wie vor wurde Randolph Brian festgehalten. Ihn wollte man vor Ytanga hinstoßen, sobald die goldene Echse meine Seele verschlungen hatte.

Ich bekam mit, daß im Nebel gekämpft wurde, sah die Angreifer jedoch nicht.

Aber dann tauchte der erste auf!

Es war Mr. Silver! Großer Gott, wie war er freigekommen?

»Tony!« brüllte er, als er mich im Maul der Echse entdeckte, doch ich wußte, daß er mich nicht mehr retten konnte.

Er hätte bis zum Abgrund voreilen, den Dämonendiskus aufheben

und werfen müssen, aber dafür reichte die Zeit nicht mehr.
Mich trennten nur noch Sekundenbruchteile von dem qualvollen Ende.
Ein großer blonder Mann stand plötzlich am Rand des Abgrunds. Er war so schnell gekommen, daß niemand es bemerkte.
Ich kannte keinen, der schneller war als Thar-pex, der Mann aus der Welt des Guten! Er konnte meine Rettung sein!
Schon lag der Dämonendiskus in seiner Hand. Schon schnitt die glatte Scheibe heran. Einen Herzschlag lang dachte ich, sie würde mich treffen, aber dann fegte sie haarscharf über meine Brust hinweg und tief hinein in den Rachen des gierigen Dämons, wo sie sofort ihre ganze vernichtende Kraft entfaltete.
Ytanga bäumte sich brüllend auf, und dann schien sich sein Inneres nach außen zu kehren. Gleichzeitig blendete mich wieder dieses Gleißen wie von tausend Sonnen.
Magie eruptierte, und ich fühlte mich von ihr erfaßt und fortgerissen. Ich war machtlos gegen diese schrecklichen Gewalten, mußte geschehen lassen, was mit mir passierte.
Ich wußte nicht, ob ich allein durch dieses Gleißen raste oder ob jemand in meiner Nähe war. Ich würde es erst sehen, wenn ich nicht mehr geblendet wurde.
Plötzlich schien die Kraft, die mich getragen hatte, zu verebben. Das Gleißen wurde schwächer, und ich verlor diese Benommenheit, die mich taumeln ließ.
Da war Nebel, und aus diesem Nebel ragte die Schnauze eines Flugzeugs. Das mußte die Maschine sein, in der wir nach England zurückgekehrt waren.
Ich sah Menschen, die noch verwirrter waren als ich, und ich sah das Gesicht eines Freundes. Pakka-dee kam auf mich zu, und wir umarmten uns stumm.
»Geschafft«, sagte der Mann aus der Welt des Guten.
»Aber ohne euch wär's diesmal schiefgegangen«, erwiderte ich.
»Wozu hat man Freunde? Daß sie einem aus der Klemme helfen.«
Fystanat brachte Vicky mit. Sie hatte erfahren, wie knapp ich dem Tod entronnen war, und küßte mich mit zitternden Lippen.
Thar-pex drückte ich besonders innig die Hand, denn ohne ihn wäre ich nicht davongekommen. »Danke, Freund«, sagte ich ernst.
Er grinste. »Gern geschehen.«
»Deine Schnelligkeit ist phänomenal. Wir sollten dich ›Speedy‹ nennen.«
»Gute Idee«, sagte Pakka-dee und schlug dem Freund aus der Welt des Guten lachend auf die Schulter. »›Speedy‹ paßt großartig zu dir.«
Die Hölle hatte uns ausgespieen, aber ich mußte dafür meinen Diskus opfern. Mit tat es leid um diese starke Waffe, aber es hatte eine Zeit

gegeben, da war ich auch ohne sie ausgekommen, und so würde es wohl wieder sein.

Ich fand mich damit ab. Es war besser, eine Waffe als das Leben zu verlieren.

Als letzter gesellte sich Mr. Silver zu uns. »Was du so alles verlierst, wenn du in Panik gerätst«, sagte der Ex-Dämon grinsend und drückte mir die beiden Wurfsterne in die Hand.

Ich steckte sie ein. »Wenn du schon so große Töne spuckst, hättest du dich auch gleich um meinen Diskus kümmern können«, konterte ich.

»Meinst du den hier?« fragte der Hüne und grinste noch viel breiter, und was er mir dann entgegenhielt, war tatsächlich die Scheibe, die Ytanga vernichtet hatte.

»Silver!« sagte ich überschwenglich. »Du bist einmalig! Jetzt hast du einen Wunsch bei mir frei.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Und ich kann mir wünschen, was ich will?«

»Klar.«

»Dann möchte ich, daß du hier mit lauter Stimme verkündest, daß ich der Größte bin.«

»Das sieht man bei deinen zwei Metern ohnedies.«

»So hält Tony Ballard also sein Wort!«

Um uns herum fiel der Nebel zusammen. Der Wolkenblock löste sich vollends auf. Die Dämonenfalle existierte nicht mehr…

***

Arnold Waite kam zu sich. Niemand hatte es gewagt, ihn zu berühren. Er erhob sich, und David Scott musterte ihn argwöhnisch.

»Geht es dir gut, Arnold?«

Waite wollte sich auf ihn stürzen, doch Scott wich zurück. Er lachte nervös. »Entschuldige, Arnold, aber ich möchte nicht noch mal so einen fürchterlichen Schlag kriegen.«

»Ich bin okay, David«, versicherte der Fluglotse.

Milt Casey und Frank Boyd eilten zu ihnen. »Der Nebel hat sich aufgelöst. Niemand hat etwas unternommen«, stieß Body aufgeregt hervor. »Er ging ganz von selbst weg.«

»Dann los, Leute!« David Scott wies auf die Menschen, die verwirrt auf der Piste standen. »Jetzt gibt es eine Menge Arbeit für uns!«

***

George Laven küßte seine Frau und zwängte sich mit ihr in eine der Telefonzellen. Er warf ein Geldstück ein und hielt den Hörer so, daß Rita das Gespräch mitbekam.

Am anderen Ende der Leitung meldete sich eine junge Stimme. »Ich bin wieder zurück«, sagte Laven, seine Frau fest an sich drückend.

»Wunderbar, Liebling«, sagte das Mädchen. »Ich hatte solche Sehnsucht nach dir. Sehen wir uns heute?«
»Nein.«
»Bist du müde von der Reise?« Sie kicherte. »Dein Baby bringt dich bestimmt mit einer schönen Spezialmassage ganz schnell in Stimmung.«
»Ich werde nicht kommen.«
»Na schön, dann sehen wir uns morgen.«
»Nicht heute, nicht morgen, nie mehr«, sagte George Laven bestimmt. »Ich habe mich entschieden, unsere Beziehung zu beenden.«
»Aber… aber weshalb denn, George?«
»Ich liebe meine Frau - mehr, als ich dich jemals lieben könnte. Mach's gut, Kleines. Such dir einen Mann, der nicht dein Vater sein könnte.«
Er hängte ein. Rita schlang ihre Arme um ihn und sagte mit tränenerstickter Stimme: »Nun gehörst du wieder mir, mir ganz allein.«
»Und daran wird sich nun nichts mehr ändern«, versicherte George Laven seiner Frau.

***

Barbara Reddy fühlte sich verloren. Gus war nicht mehr an ihrer Seite. Sie hing so in der Luft wie früher, würde wieder zum Freiwild der Männer werden. Kurzum: Sie fand das Leben zum Kotzen.
In der Ankunftshalle des Heathrow Airport wartete Nick O'Shea mit zwei finsteren Typen auf seinen Bruder.
Vielleicht war er gekommen, um Gus abzufangen und auszuschalten, bevor dieser etwas gegen ihn unternehmen konnte.
So etwas wie Schadenfreude funkelte in Barbaras Augen. Sie ging auf Nick O'Shea zu und sah ihm trotzig ins Gesicht.
»Gus ist tot«, sagte sie heiser. »Du brauchst keine Angst mehr zu haben, daß er dich auf Platz zwei verweist.«
Nick grinste. »Das hört sich richtig gut an, was du da erzählst, Mädchen. Wenn Gus nicht mehr lebt, stehst du völlig schutzlos in der Welt. Wär's da nicht eine prima Idee, wenn wir beide uns zusammentun würden?«
Er wollte immer schon alles haben, was Gus gehörte, aber sie sollte er nicht bekommen. Ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen, ging sie weiter, und es war ihr eine Genugtuung, zu wissen, daß er sich über diese Abfuhr maßlos ärgerte.

***

»Hallo, Eliy«, sagte Randolph Brian am Telefon.
»Daddy! Oh, Daddy!« Seine Tochter schluchzte vor Freude. »Martin Hayes rief an und erzählte mir so schreckliche Dinge. Ich habe mir

große Sorgen um dich gemacht.«

»Es ist vorbei… He! Hat die junge Dame nicht heute Geburtstag? Und auch noch den siebzehnten? Na, so ein Zufall. Ich habe in Rom etwas entdeckt, das dir bestimmt gefallen wird. Hör zu, ich habe hier noch eine Weile zu tun, aber du kannst dich inzwischen schon schön machen für deinen alten Herrn, denn der möchte heute noch ganz groß mit dir ausgehen.«

»Feiern wir denn nicht zu Hause?«

»Nein. Ich versteck' dich doch nicht. Ich möchte der ganzen Welt zeigen, was für eine bildhübsche Tochter ich habe. Also bis bald.«

***

Wir nützten das Tohuwabohu und machten uns klammheimlich aus dem Staub. Ich nahm mir vor, Randolph Brian in den nächsten Tagen mal anzurufen. Seine Nummer würde ich im Telefonbuch finden.

Vielleicht hatte er Lust, auf einen Drink vorbeizukommen.

Der Gesprächsstoff würde uns bestimmt nicht ausgehen, dazu hatten wir viel zuviel zusammen erlebt…

ENDE